



LEITHEFT

9. JAHRGANG • HEFT 11
NOVEMBER 1943

I N H A L T

Unsterblichkeit	1
Die Ausfahrt des Pitter Henning	3
Helgis Wiederkehr	7
Vermächtnis an die junge Mannschaft	9
Am Wege unserer Divisionen	11
„Wir müssen immer härter werden“	15
Die Hausschlange	18
Die Ehre der germanischen Frau	22
Gespräch an der Wiege	32
Aus einem Feldpostbrief	33
Die unsterblichen Werke	35
Das ist, o Sterblicher, deine Unsterblichkeit	39
Würdig des Reiches sein	40
Vererbung und Züchtung	43

Herausgeber: Der Reichsführer **SS**, **SS**-Hauptamt Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollern-
damm 31. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: **SS**-
Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bank-
konto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstr. 46, Girokasse 9, Girokonto: 1137.

Wehrbetreuung
20. Vp. Flo.

Mahnung und Verpflichtung

Auf Befehl des Reichsführers **SS**
soll dieses Blatt in die Hand aller
verheirateten Männer kommen.

Lesen und weitergeben!

Wehrbetreuung
20. Vp. Flo.

Voraussetzungen zum Kind

Soll aber die Behandlung wirklich erfolgreich sein, so müssen gewisse Voraussetzungen unbedingt beachtet werden:

1. Am besten ist es, wenn in einer jungen Ehe die Frau nach zweijähriger Unfruchtbarkeit den Rat des Arztes sucht. Die Frühbehandlung ist gerade im Kriege bei beschränkter Empfängnismöglichkeit von großer Bedeutung. Wenn Eheleute erst im fortgeschrittenen Alter, d. h. jenseits des 35. Lebensjahres, nach langdauernder kinderloser Ehe kommen, zeigt sich oft, daß das Eheleben schon seelisch stark gelitten hat; die Schwierigkeiten sind dann ganz besonders groß.

2. Um eine Unfruchtbarkeit von seiten des Mannes von vornherein auszuschalten, ist in jedem Fall die Untersuchung des männlichen Samens erforderlich. Diese kann in jedem Lazarett vorgenommen werden.

3. Wenn irgend möglich, ist nach Vereinbarung mit dem Kompaniechef der Urlaub so zu regeln, daß er gerade in die für eine Befruchtung günstige Zeit fällt (vom zehnten Tag nach dem ersten Tag der letzten Monatsblutung bis zur nächsten Regel).

4. In der Zwischenzeit, also auch schon vor dem Urlaub des Mannes, muß die Frau ihren Hausarzt oder gleich die Beratungsstelle aufsuchen, damit alle Vorbereitungen schon getroffen werden können. Es hat keinen Sinn, erst dann zu kommen, wenn der Urlaub schon abgelaufen und ohne den gewünschten Erfolg geblieben ist.

Es ist schon deshalb wesentlich, vorher zu erscheinen, weil am Anfang jeder Behandlung eine Röntgenuntersuchung steht, die erfahrungsgemäß ihrerseits oft schon einen überraschenden Erfolg bringt, wenn die Ehegatten bald nachher zusammen sind.

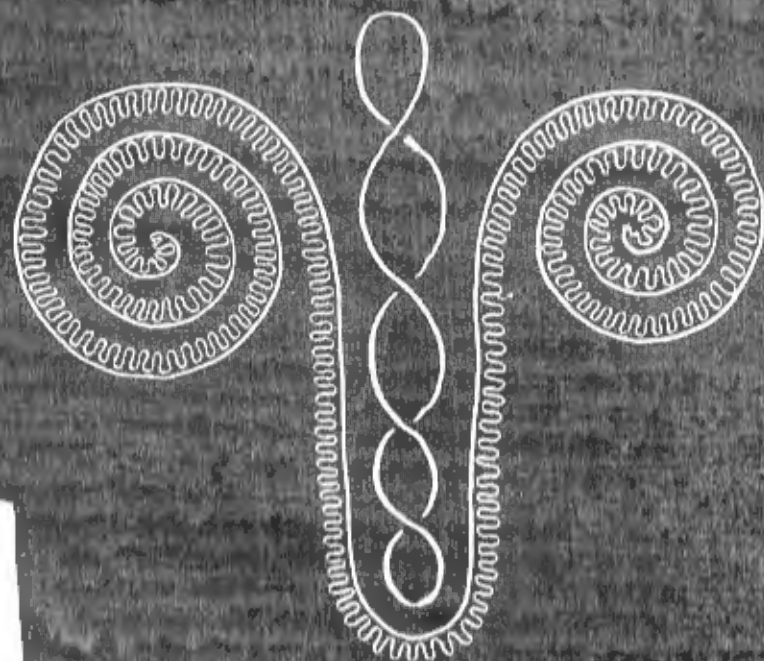
5. Schließlich muß die Frau sich darüber im klaren sein, daß die Behandlung unter Umständen lange dauert und dann große Geduld erfordert. Die Beratungsstelle wird alles tun, um die Verbindung im Briefwechsel aufrechtzuerhalten. Das Geheimnis zum Erfolg liegt nämlich in jedem Fall in der Planmäßigkeit der Behandlung.

Da nun tatsächlich jede unfruchtbare Frau zunächst die Aussicht hat, bei genügend langer und in Geduld ausharrender Behandlung ihren Wunsch erfüllt zu sehen, entbehrt es jeder moralischen Grundlage, wenn man sich unter dem Vorwand der Kinderlosigkeit ohne weiteres von seiner Frau trennt, bevor nicht alle Möglichkeiten der Hilfe ärztlicher Kunst erschöpft sind.

Ernsthaftigkeit, Freiwilligkeit und der heiße Wunsch, sein Eheglück in einer gesunden, reichen Kinderzahl erfüllt zu sehen — eine innere Einstellung, der kein Opfer zuviel wird —, trägt entscheidend bei zum Erfolg der ärztlichen Heilmaßnahmen.

Oberarzt d. R. Dr. Hans Sievers,

Assistent der Universitäts-Frauenklinik. Greifswald



DIE UNSTERBLICHKEIT DARF KEIN
WUNSCH SEIN WENN SIE NICHT ERST
EINE AUFGABE GEWESEN IST, DIE
IHR GELOST HABT. MITTEN IN DER
ENDLICHKEIT EINS WERDEN MIT DEM
UNENDLICHEN UND EWIG SEIN IN
JEDEM AUGENBLICK. DAS IST DIE
UNSTERBLICHKEIT. SCHLEIERMACHER



Die Ausfahrt des Pitter Henning

Vom Dorf aus der Ebene trägt der Wind das Schwingen der Mittagsglocke bis hinauf in die Berge. Dazwischen zittert manchmal der Ton des Schulglockleins in der Luft, gleichsam mitgetragen von dem Mahnruf für die Erwachsenen, die in diesen ersten Junitagen auf den Wiesen Heu einbringen.

Pitter Henning kann von der dichtumstandenen Waldlichtung, die er seit gestern mäht, das Dorf nicht sehen; tief eingebuchtet wie eine lichte, grüne Schale liegt die Bergalm inmitten der dunklen Stämme. Pitter Henning jedoch, seit dem frühen Morgen zum erstenmal innehaltend, stützt sich auf den Sensenstiel und horcht auf das Läuten. Vor seinem Blick, der in die Ferne geht, leuchten wie eine rote Woge in dem Grün der Auen die Dächer von Herrendorf, und die Hello der Häuser darunter blendet im Mittagglimmern das Auge. Der junge Bauer lauscht in sich hinein, und unter der Last der Erinnerung aus den letzten Monaten ist es ihm, als töne unter dem zufriedenen Dröhnen der Mittagsglocke nicht das lustige Bimmeln der Schulglocke, sondern in stummen Bangen der Not der erzene Schrei der Pflugschar, wenn ein Schmiedehammer gegen sie wuchtet. Ja, so hatten sie es vom Lehrer gehört, wie einst auch ihre Gemeinde — noch in eine schmale, strohüberlachte Gasse zusammengedrängt — vor dem Tatarensturm in Schutt und Asche gesunken, wie der Berg Frauen und Kinder in seinen Schutz genommen, während die Männer in der Ebene dem Heerbann folgten. Und wieder die dunkle Stimme des Erzähl. Hatte sie nicht die Menschen in die Wehrburg gerufen, wenn die Türken den Karpaterwall überrannt hatten und wie die Springflut mit undenkbarer Übermacht Märkte und Dörfer bedrohten? Und im Ersten Weltkrieg war dieser erzene Mund der Gemeinde aus dem Glockenstuhl in die Geschützgiesserei gewandert: vom Osten her drohte wieder das Unheil.

Pitter Henning wendet das schmale, sonngebräunte Gesicht der Waldwiese zu. Warum nur denkt er in diesen Tagen immer wieder daran, wie seine Heimat, herrlich in ihrer deutschen Einsamkeit, gewachsen ist mit den Münstern der Städte, der breiten Behäbigkeit der Dörfer, die alle jäh zu Burgen des Widerstands werden konnten. Ja, es ist an der Zeit, diese Heimat zu erkennen, denn bald, sehr bald muß ein anderer die zweite Mahd einbringen. Und ein anderer — es wird nicht der kranke Vater sein — muß die Getreide-, Rüben- und Kartoffelfelder vom Segen leeren, der auf ihnen wuchs.

Wer hätte das auch geahnt? Über zwei Jahre war Pitter eingetrichtert, hatte im Heere des dem Reich Verblindeten vor Odessa, Sewastopol und Stalingrad seine Pflicht getan. Noch steht vor ihm der Rückzug aus dem Trümmersfeld, das den Namen des roten Diktators trug, der weiße Wintertod, die Hilflosigkeit der Kreatur, aus der er sich mit letzter Anstrengung herausgerissen. Nach der Heimkehr in das Dorf hatte er von den Toten der

Heimat, die bei der verbissenen Verteidigung dieses Rückzugs gefallen waren, vernommen. Und ins Herz traf ihn, als der alte Vater, die sonst aufgerockte Gestalt wie unter unendliche Bürde gebeugt, ihm mit hilflosen Worten den Tod des jüngeren Bruders am Kuban mitgeteilt hatte. Maritz, der unbekümmerte, waghalsige Bursch, dessen Geburt das Leben der Mutter beschloß, war nun nicht mehr. Pitter Henning hatte wieder an seinen einsamen Hof gedacht, den er vielleicht bald aufs neue verlassen müßte. Die Bitternis seiner Liebe zu Tenno war ihm hochgestiegen. Er hatte damals an ihren Vater, den reichen Jakob, wieder die Frage getan, ob er ihm die junge Tenno zur Frau geben wolle. Die Antwort war die alte geblieben. Solange der Krieg dauerte und Pitter an die Front geschickt werden konnte, wollten die Eltern nicht, daß ihre einzige Tochter Witwe oder Weib eines „Krüppels“ würde. Wenn wieder Frieden im Lande war, konnte man die Heirat überlegen. Die Alten gaben ihre unmündige Tochter nicht her, sie wollten sich nicht unter das harte Gesetz des Krieges stellen. Pitter hatte darauf dem alten Jakob gesagt, das Leben könne nicht warten, bis die Jahre des Todes bezwungen seien. Seines Vater Hof verlange nach einer Bäuerin und einem Erben.

Der Bauer Jakob jedoch blieb bei seinem Wort.

Pitter hatte es schwer, künftig an Tenno mit den meerblauen Augen, dem feinen Gesicht und der unversenkten Süße ihres Leibes vorüberzugehen. Aber er versahloß sich fortan, sprach kaum mehr mit Tenno, die der Gehorsam an die Eltern band, und wirkte schweigend, bis nach wenig Monaten der Tag erschien, an dem das Dorf im vierten Kriegsjahr in den Jubel innerer Befreiung gehoben wurde, als das Reich seine fernem Söhne aufrief, freiwillig im feldgrauen Rock ihr Blut gegen den Feind aus dem Osten einzusetzen. Pitter Henning, der Soldat zweier harter, schier namenadhlicher Jahre im fremden Waffenkleid stellte sich als einer der ersten zur Musterung, als seien ihm damit persönliche Sorge und Not wesenlos geworden. Ihm galt das innere Gesetz, daß der Mann nur nach seinem gegenwärtigen Tun gewogen wird. Im politischen Kampf hatte er diese Forderung als Jugendführer erlebt und handelte nun nach ihr.

Unten im Dorf feierten sie die letzten Tage vor der Heerfahrt, als spürte jeder, daß die Prüfung der Zeit schwerer käme über das männerlose Dorf. Menschen sprachen nach Jahren des Zornes zum erstenmal wieder miteinander, Ehen wurden geschlossen, Verlobnisse gefeiert. Klar und gesegnet war der Abschied. Aber es kann nicht jeder Abschied schön sein.

Ihm, Pitter Henning, war es nicht gegeben. Sei's drum! Er war vor seinem Schicksal als ihr halbe Zugeständnisse. Er würde eben einsam seine Pflicht tun. Und nur die Hütte auf seinem Hof als Bäuerin zurückbleiben dürfen, der er vertraute. Man kann nichts zwingen, was das Herz nicht will.

Pitter Henning fährt sich mit der Hand plötzlich durch die braunen Haare. Was frommt es, nachzudenken, wenn der Weg vor einem liegt? Nicht darauf kommt es an, welches Geschick man erfährt, sondern wie man es überwindet.

Pitter wendet sich gleichsam ab von dem, was ihn monatelang quälend verfolgt hat, und geht auf das kleine Bündel seiner Kleider zu, unter dem die Feldflasche und der Eßtrank liegen. Sein Blick gleitet zwischen den Stämmen in das kühle Dämmerlicht des Buchenwaldes. Entlang der Waldschneise, die nach unten führt, schlängelt sich ein Rinnsal, das oben irgendwoher aus dem Felsen quillt, seiner Wiese das saftige Gras beschert und weiter unten wieder im Boden verschwindet. Während der heißen Monate verschluckt der Mutterchoß der Erde das Wasserschlinglein ganz, und erst im Herbst steigt neues Wasser aus dem Grund. Ist aber sein eigenes Geschick nicht so, daß er auf seinem Weg auch eine Spur eingraben mag, dann aber im Nichts verschwindet, ohne daß ihm Wiederkunft und neuer Quellgrund beschert würde?

Der Bauer beschattet im Gehen plötzlich die Augen. Man soll nicht so viel im Schauen und Sinnen verhaften sein. Doch das Bild bleibt. Tenno hält den Tragkorb in der Hand. Müheles scheint ihre Gestalt emporzusteigen. Wenn durch das helle Buchenlaub die Sonne bricht, trägt sie einen reifen Ährenkranz blonder Haare auf dem Haupt.

Henning steht innerlich erstarrt. Was kann sie ihm noch sagen, nachdem das Bitterste zu tun bleibt? Er wird sich an die jüngsten Wochen gemahnen und hast bleiben.

Sie steht vor ihm, stolz, so hoch fast wie er. Der Bauer fragt sie mit einem Gesicht, das gleichgültig sein soll und doch das poehende Herz in den Zügen trägt: „Wohin, Tenno?“ Sie reicht ihm die Hand. „Ich will von dir Abschied nehmen!“ Er antwortet schroff: „Sollten wir uns so einen Abschied nicht sparen?“

In Tenno verzagen die neunzehn Mädchenjahre schier vor dieser schonungslosen Ungeduld des Mannes. Aber sie rockt sich dennoch und sagt über das alte Recht und ihren Gehorsam als Tochter hinweg zuerst mit leicht schwankender Stimme: „Wenn ich nun vor der Ausfahrt“ — „wenn ich nun doch deine Frau werde, was die Eltern auch tun?“

Pitter Henning richtet seinen Blick auf Tenno, als schaute er sie zum erstenmal, wie sie vor ihm steht: nicht mehr ein Mädchen, sondern eine liebende, ahnende Frau.

Die Sense legt er aus der Hand. Über die sonnenliche Wiese schweben die Falter und duftet blauer Enzian um das silberne Rinnen des Bächleins. Die Zeit steht still. Die beiden Liebenden spüren einander, auch wenn eine die Augen schließt. Um die beiden Menschen mag es sein wie im Frühlingssturm, wenn es die dunklen Häupter des Waldes zur hellen Bergwiese niederbeugt und beide nicht ohne einander ihren Sinn und ihr Leben auf der mütterlichen Erde finden können.

Als schon die Schatten der Wiese sich zum Ernst des späten Nachmittags verschwistern, geleitet Pitter Tenno auf seinen Hof und zeigt ihr vor dem erstaunten Vater im Stall die zwei Fersen, die Jungschweine, das alte Pferd, das ihnen der Krieg noch gelassen. Dann gehen sie zu dem Anwesen Jakobs, der die beiden mit unsicheren Augen begrüßt.

Wenige Worte schaffen zwischen ihnen einen Abgrund. Vor dem Entschluß einer solchen Verlobung, die alle Vorsicht der Alten zerstört, vor dem Ge-

danken an ein Kind, das einen Vater außer dem Herkommen an der Front hat, knirscht der alte Jakob die Zähne. Doch die beiden sind so erfüllt von ihrem Willen, die letzten zwei Wochen nach der Musterung im Dorf haben so sehr alle Grundpfeiler friedlicher Sicherheit bei allen zerstört, daß der alte Jakob ohne Begreifen und plötzlich wehrlos dem zusieht, was die Liebe von Pitter und Tenno wie selbstverständlich geschehen läßt.

Am darauffolgenden Sonntag scheint der lichte Himmel auf die manorbewehrte, grautürmige Stadt, in die Hunderte leichter Leiterwagen einfahren. Wie in alten Zeiten fahren sie über das Katzenkopfpflaster an den verwitterten Gesichtern spitzgiebelter Häuser vorbei, als eilten sie zum Schutz der alten Stadt im Osten. Aber es gilt heute, die Fahrt der Männer zum großen Heer zu begleiten. Die Soldaten der Heimat werden die Kolonistenstadt Tausende von Meilen ostwärts, am Saume Asiens, verteidigen. Darum auch können die Mütter und Kinder im sicheren Haus, bei der harten Arbeit der Dörfer und Städte, ungeschmälert auf die Heimkehr warten.

An der Seite Pitters sitzt Tenno auf der Kutschlade. Der alte Henning hat auf dem Ledersitz hinter ihnen Platz genommen. In der Scholleiter scheint der pralle Rucksack, den Tenno zur Fahrt gepackt hat, für die ganze Dauer des Krieges berechnet zu sein. Durch den Sommer sind sie gefahren; die neue Reise wird wohl auf den Halmen stehen, bis er einmal wiederkehrt. Der Wind der Berge fächelt lind und kühl um die Stirnen der Ausziehenden. Über dem Ernst der Mütter und Greise strahlt die Freude der Burschen; der kurze Abschiedstrunk, das letzte Winken in den Gassen, während das Geläut aller Glocken sie grüßt, die Wagenfahrt zum Bahnhof in der Stadt haben ihre Seelen unbeschwert und frei gemacht. Sie treten auf dem Bahnhofplatz an, um die letzten Worte des Abschieds zu hören. Die Opfer der Zeit für die Größe des Reiches und die Zukunft ihres Kolonistenbodens werden alten Weltkriegskämpfern und jungen Burschen lebhaft nahe.

Es endet dann sehr schnell.

Sie springen in die Mannschaftswagen. Auf manchem von diesen steht mit Kreide von ungelinker Hand geschrieben: „Der Stadt zur Ehr — dem Reich zur Wehr.“ Die Musikkapelle spielt noch ein Lied; auch Pitter steht mitten unter den Dorfgenossen und Kameraden, die der Zug langsam dem dunkeln Schloß der Berge zu und in die Weite führt.

Aus dem breiten Viereck des Eisenbahnwagens sieht er Tenno noch in ihrem hellen Feiertagskleid. Dann verschwindet sie in der Menschenmauer der Zurückbleibenden, und über diese wächst massig das schier endlose Gemäuer der Stadt mit den spitzen Türmen, bis dann nur noch die Felder und der himmelwärts weisende Schwung der Berge bleiben. Das Stampfen der Räder wird eintönig, und laute Worte verstummen. Pitter Henning denkt an Tenno, die Angelebte, ahnt die Schwere kommender Tage, weiß aber darüber ihr Bekenntnis: „Ich bin deine Frau.“

Gibt es Größeres als das Herz, das über die Grenze des dunkelsten Lösses und über alle Zeit die Treue wahrt und des Mannes Einsatz und seinen Glauben in die Gesellschaft trägt? Die Frau ist die Hüterin seines Lebens daheim, und er wird dieses Leben draußen als Soldat des Führers einsetzen.

Otto Löff

Helgis Wiederkehr

Wir entnehmen der Edda einen Abschnitt aus dem Helgilied, das einen Gipfel altgermanischer Kunst und zugleich ein Beispiel darstellt für die germanische Überwindung des Todes durch die Gattenliebe und den Tatenruhm. Helgi hatte Sigrun im Kampf gegen ihren Vater Högni und ihre Brüder gewonnen. Aber ihr Bruder Dag sann auf Rache. Er flehte zu Odin, und Odin ließ ihm seinen Speer, mit dem er Helgi tötete. Denn nur eine Gottheit konnte Helgi zu Fall bringen, von dem der Dichter sagt, daß er aus der Helden Schar geragt habe „wie der edle Stamm der Esche im Dorn, wie der mächtige Hirsch im Morgentau, der über alles Wild das Geweih erhebt, daß auf den Himmel die Enden erglänzen“. Groß ist die Trauer der liebenden Gattin Sigrun. Eines Abends geht ihre Magd an Helgis Grabhügel vorüber und sieht, wie Helgi mit vielen anderen auf den Hügel zureitet. Bevor er nach Walhall reitet, erscheint der Tote im Kriegsschmuck. Sigrun verbringt eine Liebesnacht mit ihm im Grabhügel, deren hymnische Glut und Kühnheit in der nordischen Dichtung einzig dasteht.

Sigrun geht selbst zum Grabhügel Helgis und spricht:

1

Nun bin ich froh,
Da ich dich gefunden,
Wie Odins Falken,
Nach Atzung gierig,
Wenn sie Wal ritttern,
Warme Beute,
Oder taubenetzt
Das Tagrot schau'n.

2

Küssen will ich
Den toten König,
Eh du die blutige
Brünne abwirfst.
Mit Reif ist, Helgi,
Dein Haar bedeckt,

Betrübt ist die Braut
Vom Tau der Schlacht;
Klamm sind die Hände
Von Högnis Eidam;
Wie soll ich, Herrscher,
Dir heilen das Leid?

Helgi spricht:

3

Du schufst, Sigrun
Von Semaberg,
Daß Helgi so
Vom Harntau feucht:
Du goldige weinst
Grimme Zähren,
Schöne Söldmaid,
Vom Schlafengehn:

Die fallen blutig
Auf des Fürsten Brust,
Kalt und nagend,
Von Kummer schwer.

Sigrun bietet ihm das Trinkhorn.
Helgi spricht:

4

Trefflichen Trank
Trinken wir noch,
Ob Leben und Land
Verloren sind!
Keiner singe
Uns Klagelieder,
Sieht er die Brust auch
Durchbohrt vom Speer!
Nun ist die Maid
Mir, dem Toten,
Die Herrschertochter,
Im Hügel gesellt.

Sigrun:

5

Ein Lager hab ich dir,
Helgi, bereitet,
Frei von Kummer,
Du Königsproß:
Im Arm will ich,
Edler, dir ruhn,
Wie ich im Leben
Weilte bei dir.

Helgi:

6

Nun will ich nichts
Unmöglich nennen,

Nicht jetzt noch je,
Du junge Fürstin!
Dem Leblosen
Liegst du im Arm,
Hehre, im Hügel,
Hügels Tochter,
Und lebst dennoch,
Du lichte Maid!

Als der Morgen graut, erhebt sich
Helgi und nimmt Abschied:

7

Reiten muß ich
Räthlichen Pfad,
Das fahle Ross
Die Flugbahn lenken.
Muß monstlich sein
Von Windholms Brücke,
Eh der Hahn im Saal
Das Siegvolk weckt.

Am Abend darauf läßt Sigrun die
Magd Wache halten am Hügel.
Nach Sonnenuntergang kommt sie
selbst heraus und sagt:

8

Gekommen wäre,
Wollt er kommen,
Nun Sigmunds Sohn
Aus Odins Saale,
Hoffnung auf Helgis
Heimkehr dunkelt:
Schon sitzen Aare
Im Eschengewweig,
Es treibt das Volk
Dem Traumland zu.

Übersetzung aus der Edda von Genzmer

Vermächtnis an die junge Mannschaft

Uns Jüngeren, die wir im Zeichen des völkischen Wiederaufstiegs großgeworden sind, fällt es heute schwer, uns die Lage Deutschlands im Herbst 1923 zu vergegenwärtigen. Fünf Jahre waren seit der Schmach von Versailles verstrichen. Das Diktat hatte dem deutschen Volke Bedingungen aufgezwungen, die in ihrer satanischen Raffiniertheit auch Menschen-ermessen die Knechtschaft Deutschlands verewigen mußten: die Nation war ihrer Ehre beraubt, militärisch entmacht, wirtschaftlich versklavt und als politischer Faktor ausgelöscht worden. Inzwischen war auch im Innern Deutschlands die Drachensaat der „Friedensmacher“ aufgegangen. Die Hefe Vorkriegsdeutschlands gelangte zur Macht. Alles Kranke und Haltlose drängte an die Oberfläche. Bürgerkriege zerfleischten das unselige Land. Der Jude harpte auf die Stunde, da er das gepeinigete Volk dem Bolschewismus zuführen konnte. Hunger und Verzweiflung, Inflation und Arbeitslosigkeit brachten Deutschland an den Rand des Abgrundes. Im Westen gewannen unter dem Schutz der fremden Waffen die Reichsfeinde die Oberhand. Der passive Widerstand gegen die Ruhrbesetzung wurde von innen her unterhöhlt und brach zusammen. Überall meldeten sich Lösungsbestrebungen an, und der Weimarer Unstuh krachte in allen Fugen.

Es schien zu Ende zu gehen.

Da begann es sich irgendwo zu regen. Einer war aufgestanden, der dem Verhängnis die Stirn zu bieten wagte. Ungläubig zuerst, horchten jene hin, die es anging, und vernahmen Worte der Auflehnung, des Stolzes und der Zuversicht. Es gab noch viele in Deutschland, die nur auf das Lösungswort warteten. Immer mehr verdichtete sich die Aufmerksamkeit, der Bereitwilligkeit und der Gegner, um einen Namen: Adolf Hitler. Der Unbekannte, dem nach den Begriffen jener Zeit jede Voraussetzung zum Politiker fehlte, hatte den vermessenen Entschluß gefaßt, die Not zu wenden. Vielen mußte sein Beginnen wahnwitzig erscheinen. Doch gleich einem Magneten zog er die Starken und Gläubigen an sich. Vielleicht war es nur eine dumpfe Ahnung, die sie zu Adolf Hitler trieb. Vielleicht streifte sie, wenn sie ihn hörten, das Gefühl, daß aus ihm die Stimme des Schicksals sprach. Eines aber wußten sie damals bereits mit voller Gewißheit: Wenn es mit Deutschland wieder aufwärtsgehen würde, dann nur durch diesen Mann!

Im Frühjahr 1923 hatte das Elend seinen Tiefpunkt erreicht. Der in das Ruhrgebiet eingebrochene Feind triumphierte. Das Opfer Schlageters und der vielen anderen schien vergeblich gewesen zu sein. Tiefe Verzweiflung lastete auf dem Lande. Es mußte etwas geschehen, wenn nicht alles im Chaos enden sollte. Dem verzweifelnden Volke mußte ein Beispiel des Opfermutes gegeben werden, das die Herzen wieder emporriß — ganz gleich, wie dieses Unternehmen endete.

Die Männer, die am 9. November 1923 dem Führer zur Feldherrnhalle folgten, besaßen nichts als ihren Glauben und ihr starkes Herz. „Irgend-einer mußte dem Verrat entgegentreten“, hat der Führer rückschauend ge-

sagt. Irgendeiner mußte den ersten Schritt tun — also taten sie ihn, auch wenn ihr Wagnis nach menschlichem Ermessen scheitern mußte. Es waren zumeist einfache Menschen aus dem Volke, junge Münchener Arbeiter, kleine Beamte und Studenten, die in die Kugeln der Reaktion hineinmarschierten; Männer, welche den späteren Aufstieg der Bewegung weder voraussahen noch ahnen konnten. Aber aus der übermenschlichen Größe ihrer Hingabe entstand das neue Reich.

Ehern und einfach sind die Gesetze geschichtlichen Werdens: Zwischen Heroismus und Versagen vollzieht sich das Schicksal der Völker. Möchte die Erhebung des 9. November scheitern, der Opfertod der sechzehn Helden ist nicht umsonst gewesen. Weit über die Reichsgrenzen hinaus wurde die Nation von einer Welle der Selbstbesinnung erfaßt. Überall in deutschen Landen begannen die Kräfte der Erneuerung sich um die Fahne zu sammeln, die im Blute vor der Feldherrnhalle ihre Weihe erfahren hatte. Der Anstoß war gegeben. Möchte der spätere Kampf der Bewegung noch so schwer sein, möchte sich das Kampffeld unendlich erweitern: der ganze große Aufbruch der Nation ergab sich in eiserner Konsequenz aus dem Opfer derer von der Feldherrnhalle, die den bitteren Anfang gemacht. In ihnen hat die Bewegung ihre geschichtliche Probe bestanden. Sie hatten jenen höchsten Grad des Glaubens bewiesen, der erst an der Schwelle der Aussichtslosigkeit beginnt.

Gewaltig sind die Maßstäbe in den zwanzig Jahren gewachsen, die seither vergangen sind. Die Bewegung ist Deutschland geworden. Aber das Gesetz, nach dem die ersten Gezeiten angereiten, ist unwandelbar das gleiche geblieben. Der Kampf um das Reich hat erdumspannende Ausmaße angenommen, aber sein Sinn ist derselbe wie einst, als der Weg des Führers begann. Was 1918 infolge eines Schwächeanfalls verloren ging, wofür 14 Jahre lang die Kämpfer der Bewegung gerungen, was sich nach 1933 an Ansätzen zu einer besseren Welt gebildet hat — alles das steht nunmehr zur letzten großen Entscheidung.

Wibald Barnath

Jdi erwarte nun gerade in dieser Zeit, daß die Nation mit verbissenem Troß auf sämtlichen Gebieten dieses gewaltigen Kampfes erst recht ihre Pflicht erfüllt. Sie hat jeden Grund, auf sich selbst zu vertrauen. Die Partei aber hat in allem das Vorbild zu sein. Die Heimat kann mit Stolz auf ihre Soldaten blicken, die unter heroischem Blutefuß und unter schwersten Bedingungen immer wieder ihre Pflicht erfüllen. Die Front aber mag sich in leidenschaftlichen Stunden, bei den oft übermenschlichen Forderungen vieler Wochen und Monate, ihrer Heimat erinnern, die heute ebenfalls kämpfende Front geworden ist, nur daß hier das Heldentum von Weibern und Knaben, von Müttern, Frauen und Mädchen seine Erfüllung findet.

AUS DER REDE DES FÜHRERS VOM 10. 9. 1943

Am Wege unserer Divisionen

Unter diesem Titel werden wir von Zeit zu Zeit Bilder von Erlebnissen bringen, die für die Gesamtheit einer *W*- oder Polizeidivision oder sonstwie zusammengehörenden *W*-Mannschaft Sinnbild ihres gemeinsamen Erlebens wurden, der Treue und Kameradschaft, der Verschworenheit in Freud und Leid, Erlebnisse, die uns auch künftig erheben und stark machen.

Das erlebten und litten die Männer der *W*-Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf“



Allen Männern der *W*-Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf“, die bei Demjansk dabei waren, ist dieser Platz bei Tscherny-Rutschy vertraut. Der Hügel, auf dessen baumbestandener Kuppe sie ihre Gefallenen bestatteten, wurde ihnen lieb wie ein Hügel der Heimat. / Zeichnung *W*-KB. Hugo Schmitz

Das Fronterholungsheim der //Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf“

Nachdem die Division aus dem Bewegungskampf in einen Stellungskrieg übergegangen war, wurde durch ausgesuchte Männer 12 Kilometer hinter der IJL ein Erholungsheim der Division errichtet. Ein altes Wirtschaftsgebäude eines Kolchoshofes wurde für diesen Zweck umgebaut. Im ersten Stock befand sich Schlafgelegenheit für 46 Männer, im Erdgeschoss eine Kantine, ein Aufenthaltsraum, ein Speiseraum und eine Küche. Im zweiten Gebäude wurden ein Kino und ein Fronttheater eingerichtet. Außerdem wurde eine Sauna gebaut, während ein See und ein Badewagen der Division für die Möglichkeit sorgten, daß sich die Männer richtig waschen konnten.

Für die Dauer von drei Tagen wurden jeweils verdiente Unterführer und Männer der eingesetzten Truppen aus den Stellungen herausgezogen und erhielten hier die Möglichkeit, sich bei Sonderversorgung, bei viel Freizeit, sportlicher Betätigung, beim Besuch des Lagerkinos und anderer Veranstaltungen zu entspannen und zu erholen. Außerdem wurde ihnen an jedem Tag ein weltanschaulicher Vortrag oder ein politischer Unterricht gehalten.

- Bild 1: Auf dem Weg zum Erholungsheim.
Bild 2: Im Speisesaal beim Mittagessen.
Bild 3: Ankündigung der Filmvorführungen.
Bild 4: Im Aufenthaltsraum des Heimes.
Bild 5: Verabschiedung nach drei Tagen.





„Wir müssen immer härter werden“

An der Ostfront spielen sich an bestimmten Punkten Kämpfe ab, von denen der Wehrmachtbericht keine Kenntnis gibt. Der Brückenkopf P. ist eine der zahlreichen namenlosen Stätten, auf denen deutsche Soldaten gegen eine vielfache Übermacht des Feindes eisern standgehalten haben. Für jene paar tausend SS-Panzergranadiere, die hier tagelang dem wütenden Ansturm der sowjetischen Panzer und Rotarmisten eine unüberwindliche Abwehrmauer entgegengesetzt haben, die miterlebt haben, wie die Kompanien von Tag zu Tag kleiner wurden, für jenes Häuflein Waffen-SS-Männer, die hart und unerbittlich die Garben ihrer Maschinengewehre zwischen die Reihen der angreifenden Sowjets peitschen ließen, ist der Brückenkopf P. eine unvergessliche Kampfstätte und wurde zum Symbol der Verteidigung gegen stärkste Übermacht. Einem Infanterie- und einem Panzerregiment standen vier bolschewistische Gardeschützen-Divisionen, drei Panzerbrigaden und eine motorisierte Schützenbrigade gegenüber.

Fünf Tage Kampf lagen schon hinter uns, als wir den Namen P. zum erstenmal hörten. Fünf Tage lang hatte die Truppe eine Stellung nach der anderen niedergekämpft und zerschlagen und war durch stark ausgebaute Verteidigungsanlagen der Sowjets gestossen. Dann standen wir vor P. In der Nacht, als wir uns bereitstellten, war es stockdunkel. Gewitterregen hatte plötzlich eingesetzt, und wir konnten uns nur mühsam vorwärtsbewegen. Zäh wie Gummi klebte der Lehm an den Rädern unserer Fahrzeuge. Der Pfad durch die Schlucht war so schmal, daß gerade ein Wagen darauf Platz fand. Kam also nur ein Fahrzeug auf dem wie Schmierseife glitschigen Dreck nicht weiter, drehte es sich um die eigene Achse, so rutschte es aus der Fahrbahn in die Sumpfwiesen hinunter oder kam die ganze Kolonne dahinter zum Stocken. Die Verpflegung konnte nicht herangebracht werden, die Munitions-Lastkraftwagen blieben auf der Strecke liegen, die Spritkolonnen hatten sich in der Dunkelheit verfahren. Nicht einmal die Zugmaschinen konnten alle Hindernisse mit Sicherheit überwinden. Erst Stunden nachdem die Melder in die finstere Nacht hinausgeschickt waren, konnte sich unser Bataillonskommandeur mit seinen Führern in einer Panjebude zusammensetzen und beim kümmerlichen Schein eines Kerzenstummels den Angriffsplan bekanntgeben. Auch der neue Morgen brachte keine spürbare Besserung der Wetterlage. Es regnete. Nebelschwaden schwammen über der Schlucht, und die Sonne wollte nicht zum Durchbruch kommen. Es blieb nichts anderes übrig, als in diesem Regen anzugreifen; denn P. mußte genommen werden, der Brückenkopf mußte dort gebildet werden, sollten nicht alle weiteren Operationen gefährdet sein.

Es wurde angegriffen. Die SS-Grenadiere der Totenkopf-Division, die seit sechs Tagen zu keinem richtigen Schlaf gekommen waren, schwenkten ihre Maschinengewehre auf den Rücken, steckten sich Handgranaten ins Koppel so viel sie tragen konnten und schleiften ihre Munitionskisten. Sie watenen durch Schlamm und Sumpf, mußtten immer wieder die Zweige der Büsche zur Seite schlagen. Sie waren naß und ihre Kraft hatte nach den vergangenen schweren Tagen schon merklich gelitten.

Aber sie wurden deshalb nicht müde. Am Rande des Dorfes erhielten sie Befehl zum Halten. Das Feuer der sowjetischen Artillerie wurde milder, und zuletzt lag ein dichter Feuerschirm von ihnen, durch den ein Durchkommen nur mit großen Verlusten möglich gewesen wäre. Die Männer gingen in einer Baikal-Deckung. Immer noch klatschte der Regen auf sie herab. Sie rissen Getreide aus den Feldern und zogen sich auf aus dem Saumpf, um sich damit zu decken, aber das half auch nicht viel. Die Lärmen waren sie nach wie auf der Haut.

Was würde nun geschehen? Wann würden sie von neuem vorstoßen? Fast zum Greifen nahe sahen sie die ersten Häuser des Dorfes, die Berke und die Hocken am Fluß. Sie sahen einige hohe Bäume und wußten hier zwischen den beiden Dorfern mußte die Brücke sein. Sie sahen den Zwischenturm der Kirche, der um ein Vielfaches größer als den graubraunen Strohdachern hervorstach. Über dem Fluß blitzte an den Stelzen Mandungsfässer auf, Granaten ergelten über sie hinweg, sie preßten sich noch tiefer an die Erde und atmeten heifrig auf, wenn nach den Erschlagen keiner von ihnen Kameraden nach den Sanitären schreien mußte.

Der einzige Gedanke, der sie in diesen Stunden bewegte, war: Wir müssen über den Fluß den Brückenkopf nehmen und dann die Bolschewiken ausmischen. Sie gingen an der Stiefelkammer schlafen.

Inzwischen war hinter ihnen die oxike Menschheit des Krieges zum Aufbruch gekommen. Die Funkgeräte stürzten, und in den Fernsprechkommunikationen ließen sie Klappen. Sturmgewehr riefen durch die Schicht vor Aufbruch und Jagd kamen angeschlossen, krochen über den Fluß und schloßen neue Züge auf. Als der Brückenkopf sich erheben sollte, wurden die ersten Geschütze in die Feuerstellung vor. Es wurde alles an Waffen eingesetzt, was herangeschafft werden konnte, um den Sprung über den Fluß zu ermöglichen.

Das war das Zeichen zu neuem Aufbruch zu neuem Angriff. Der Einsatz von Artillerie und Luftwaffe kam ja nur von begrenzter Dauer sein, den entscheidenden Stoß hat immer der Grenadier, der Einzelkämpfer, vorzutragen. Die Technik kann ihm seinen Kampf erleichtern, sie kann für ihn eine Gasse bahnen, aber durch diese Gasse hat er, und zwar nur er zu gehen.

Es war, als käme plötzlich die ganze geballte Wut unserer Grenadiere zum Ausbruch, die Wut auf die Bolschewiken, die geglaubt hatten, unsere Vorstoß Einhalt gebieten zu können, denn sie aus den Reihen ihrer Geschütze heranschießen, was ihnen nicht gelang. Denn bald schon standen unsere Kompanien wieder am Rande des Dorfes. Zwischen dem Rand der hohen Berke stiegen, Lärmen klug, ein paar. Unsere Männer schlugen sich durch die Schicht, schlangen und waten durch das trübe Regenwasser. Sie schloßen sich zur Hälfte umschifften sie sich um anderen am östlichen Ufer weiter und griffen die Höhe an. Nahkampfe von erbitterter Heftigkeit entspannen sich, als sie in die Stellungen der Sowjets an den Stelzen gedrungen. Mann für Mann mußten die Sowjets aus ihren Löchern herausgetrieben werden. Schon kletterten unsere Panzerkampfwagen durch das Weiden und die Schicht an den steilen Hängen empor, schon folgten ihnen die Grenadiere und trugen die Bolschewiken immer mehr zurück, weil über die Höhe hin-

weg, durch die Kornfelder hinreich, bis die geplante Brückenkopfgrenze erreicht war.

Der Übergang über den Fluß war geschafft, am Brückenkopf war gesichert.

Aber kaum waren wir über das Füllhorn gestiegen, kaum waren unsere Geschütze über die bestmöglichen Stege und gezogen, kaum waren unsere ersten Schützen der Geschütze, die lagerten und schützten, die Gegenangriffe der Sowjets.

Sie kamen in Bataillon- und Regimentstärke. Sie kamen sogar mit ganzen Bataillonen und Divisionen. Sie führten batterieweise ihre Geschütze vor den Brückenkopf auf und jagten Salven auf Salven auf das Flußufer und die von uns besetzten Höhen. Panzer räumten gegen unsere Linien an einer Anzahl, wie wir sie bisher auf so kleinem Raum im Ostfeld nicht erlebt hatten. Sie wurden von unseren Kampfwagenkarossen und den Pak auf Überwegen von 1500 Meter und noch mehr, abgeschossen, sie stießen aber auch gegen unsere Linien bis auf eine Entfernung von 40-50 Metern vor und mit sehr heftigen Feuerstößen auf diese kurze Entfernung abgeworfen und vernichtet werden. Da und dort erschallten unsere Mörser, aber die 88-Männer hatten in diesen Tagen den Panzerknack schon überwunden. Sie wollten zeigen, daß nicht ein Kampfwagen verwehrt werden konnte, sondern an einer Stelle. Richtig hieß sie die Panzer an sich verweigern, schlugen sie sich Mörser, war es nicht unser den günstigsten Moment abzuschießen, liefen über die Kanäle, die sehr schnell in Sprung einzusetzen, der auch meist der Wirtgeißel für den Panzer wurde.

Aber nicht nur die Panzer waren es, gegen die sich die Verteidiger des Brückenkopfes zu wehren hatten. Der Panzer hatte in der letzten Instanz festes stützende Gelände, die stützten mit diesen ausgerüsteten Truppen, gegen unsere Linien von Ostfeld zu erhaltenden Nützlichkeit, bei denen unsere 88-Grenadiere nur auf Grund ihrer beschränkten Umrückbarkeit und Tagelagerung gegen die zahlreichere Übermacht der Bolschewiken sich einzusetzen konnten.

Im Panzer rückte zurück. Die Linien öffneten sich, und Fahrer und Ladeschütze hoben ihren toten Kommandanten beiseite aus dem Panzer heraus, und dann der Flanke der durch einen Treffer beide Beine verloren hatte. Kurz danach konnten sie schon wieder durch die Schicht, um sich bei einem neuen Kommandanten zu melden, weil ihr Kampfwagen nicht ausfallen durfte. Die Leiter vermittelten ihnen die Ärzte, um sie zu nicht nach ihnen zu schicken, sie wollten bei den Kameraden bleiben. Als der Regen den Boden wieder einmal schwierig gemacht hatte und die Kampferfahrzeuge die Höhe nicht mehr erklimmen konnten, gab es keinen von diesen 88-Männern, der nicht zu der Motorschlitzwagen gelaufen wäre, um Getreide und Munition in die Stellung nach vorne zu nehmen. Im Brückenkopf wurden die Erdlöcher von Tag zu Tag tiefer, aber mit jedem Zentimeter, den sich unsere Grenadiere tiefer ergaben, mit jedem Kameraden, den sie verloren, wuchs ihr Kampfgest und ihr Widerstandswille. Geissen an der Stärke der feindlichen Maschinen und Waffen, die von allen Seiten auf persöhnlichen Befehl Salven eingesetzt wurden, um die

Division zur Aufgabe des Brückenkopfes zu zwingen, haben die H-Männer hier Unvorstellbares geleistet, allen voran der Kommandeur, der in seinem Stützpunkt immer in den vorderen Linien war und dort ergriff, wo die Lage am gefährlichsten schien. Die Ruhe und Überlegenheit, die von ihm ausging, teilte sich der ganzen Truppe mit, und damit jeder Kampfgest, der aus dem Auftrag des polnischen Soldaten heraus geboren wurde. Führer und Mannen sind dort zu einem Block aus Widerstandes zusammengewachsen.

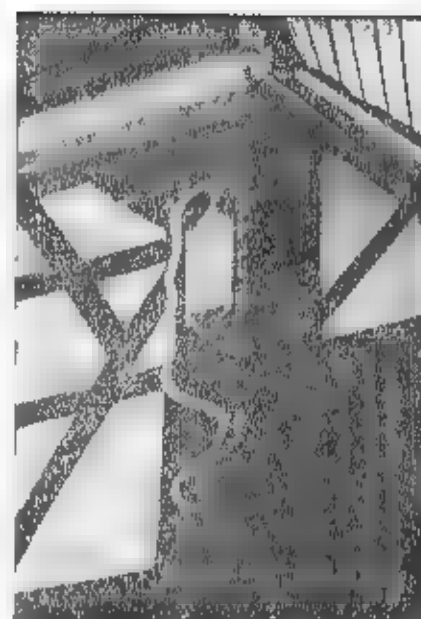
Die Kriegsgeschichte wird den Namen des Brückenkopfes P wohl kaum verzeichnen. Er ist geblieben worden gegen einen überwältigenden Einsatz des Gegners. Die Erkenntnis, daß nur eine durch nichts zu erschütternde Härte und Rücksichtslosigkeit gegenüber der eigenen Person eine militärische Aufgabe löst, diese Erkenntnis ist das Grundgesetz dieses Krieges. Wir müssen immer härter werden.

Nach einem Bericht des H-Kriegsberichters Zingermann.

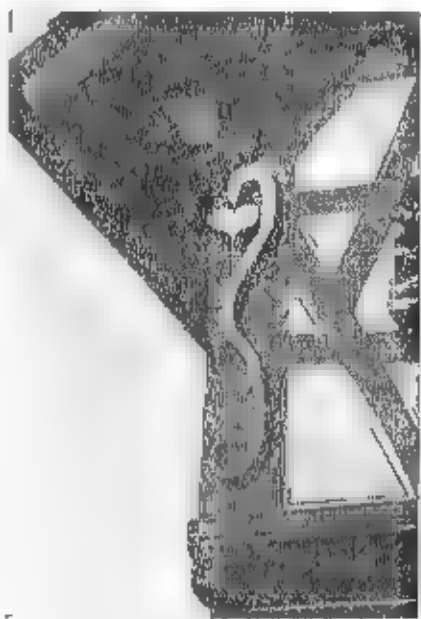
Die Hausfchlange

Es gibt in der germanischen Haus-Carossa, der „Verwandlungen oder Jugend“ nennt, eine Stelle von seltsamer, ja unheimlicher Endringsheit. Aus dem somnambulen Besch der Krieger bei der Phantorn eines großen Bannhofes erwacht ein Erklä, das sich in seine Seele unzerstörbar angräbt und das dann später durch den Dichter lebendig dargestellt findet. Während aber unausend, von ihren Kindern begleitet, kam die Phantorn, um uns in das Haus zu führen. Als ich an ihr vorbeigehend, mich dem Eingang näherte, fuhr ich zurück: eine schwarze, beschimmernde Natur mit gelblichem Köpfchen verließ eben die Schwelle und schlingelte sich ohne Eile im Garten davon. „Fürchte dich nicht, Freude!“ rief das junge lichthaarige Weib. „Glück bedeutet es, daß du ihr gleich begegnet bist. Sie hat in der Küche die Milch aus ihrem Holznapf getrunken und schleicht nun ihre Wege. Morgen zur nämlichen Stunde kommt sie wieder.“ „Laßt man sie ruhig aus- und eingehen? Schlägt niemand sie tot?“ „Solange sie uns heimsucht, geht alles gut in Stadel und Stall. Wenn sie ausbleibt, fürchten wir böse Zeit. Aber sie ist klug und kennt alle Schlupfe. Wenn sie sich verfolgt glaubt, lischt sie hin wie ein Flämmchen im Gras, und in der Donau schwimmt sie wie ein Fisch.“ — Was hier berichtet wird, entspringt nicht dichterischer Phantasie, erfinden, um die Jugendgeschichte absonderlich und interessant zu machen, was hier Carossa schildert, daß eine Schlange sich im Hause friedlich füttern sollte, ist bis in die Schwelle unserer Gegenwart in vielen Gegenden tatsächlich da, es gewesen. Noch leben die Leute, die am Inn, im Odenwald, in Schwaben das so hat gesehen, ja getan haben. Noch leben überall zahllose Sagen von der glückbringenden Hausotter und werden gläubig, manchmal auch schon mit leichtem Zweifel unverändert weitergetragen. Schon im Jahre 1670 esen wir in einem alten Buche von solchen Schlangen. „So man sie nicht vertritt,

werden sie so zahm und lehrlich, daß sie sich endlich gar bey den Menschen in bewohnten Häusern aufhalten, und vermehren wie Leut, Leuten so often seltsamen Heirathen haben, an so often viel Cuckern die Haus bringen, ehe sie nicht einen wollen, daß man ihnen ihr Heirathen oder vermehr glücklicherweise Hausgenossen irgendwo anders ge.“ So versucht man auch den Volksglauben, daß man kein Holz auf der Schwelle spalten dürfe, weil man damit die Hausotter störe, die darunter ruhe. Wie eng die Verbindung des Tieres mit den Menschen ist, sehen wir besonders schön aus einer bayerischen Sage. Ein Mann archte ein Waller Holz und parkte in sein Lagerzimmer, aber erkt eine Schlange ein. Diese schlüpfte daheim herein, war aber sofort im Hause heimisch. Sie spielte mit der Hauskatze und schlangte sich frei hin. So trum war im Hause die Sagen. Als aber schließlich die beiden Aiten starben, war die Schlange verschwunden. Bekannt ist, das Haus seine Märdchen von der Lake Unke. „Aber nicht der Name für eine Krote, sondern die mandantliche Bezeichnung für eine Ringelnatter. Tag für Tag ist dieses Tier mit dem Kopf des Hauses vor der Türe aus einem Napfchen. Als aber die Märdchen bemerkte und die Schlange erschien, sieht das Kind dalin und muß sich sterben. In dieser Geschichte ist ganz deutlich, wie das Leben des Kindes an das der Schlange gehen ist. Daß die Geschichte auch wirklich zugefallen kann, zeigt ein altes hessisches Märchen. Da helfen die Eltern die seltsame Kammerdame besteben, und als das Mädchen später Braut wurde, kam die Schlange gekrochen und legte ihr ein Goldkron ein in den Schoß. So war sie reich und glücklich für ihr weiteres Leben.



Schlange an einem Hause in Schlierbach (Odenwald)



Schlange an einem Hause in Ellenbach (Odenwald)



Sei ange an einem
se in Reiche
im Kreise Herford



Sei ange an einem
Hause in Lüneburg
im Kreise Herford

Aus dieser Auffassung von der Schlange als Glücksbringer versteht man sich, daß es früher sogar Neujahrsgedächtnisse in Schlangeform gab. Neben dem Herzen, den Brezeln, Krügen und dazwischen zu Neujahr hatte man die solche Schlangegebacke verschenkt, worin man nicht an die Schlange als Segenbringer des Wesens geglaubt hatte. Daß eine solche Achtung des heute verhassten Tieres schon früh vorhanden war, daß hier eine Urvergangenheit zu ahnen ist, sehen wir am besten an einem schon Totenkränzen, deren Deckel von dem Handwerker so geschmückt ist, daß in ihnen auf einem lange Schlange zu liegen scheint. Sie ist als Symbol des Lebens hier bewußt angebracht, sie bewacht und bewahrt den in dem Sarge schlummernden Toten.

Daß die Schlange als der gute Hausgeist das Leben den heiligt und ihren Mutter nah ist, sehen wir in nicht nur aus Sagen und Märchen. Wir finden an sehr vielen Bauernhäusern, vor allem an Türen, Fenstern und Ecktüren Bilder von solchen Tieren eingeschrieben. Oft sind sie zu einer Spirale zusammengeordnet, manchmal heben sie sich in den Kopf, der fast immer eine Krone trägt; im Ockswald schlängeln sie sich groß und auffällig um Lebkuchenbäume, gegen den Kopf nach oben und unten im Maße zumeist ein Herz, Stolz und schön und derartige Häuser, Ausdruck eines reichen und selbstbewußten Bauerntums, und wenn es nur auf den ersten Blick außerordentlich bescheiden und so sehr erschaffen will, daß der Bauer sein Haus mit einem Schlangebild versah, mit diesem heute unfehllichen, keinesfalls geächteten oder erwünschten Tier, so wissen wir nun, daß er damit seinem Glauben seiner Väter folgte. Wie Bäumchen und Büsche, wie Sechsstern, Hakenkreuze und Wägel an den Häusern als Lebensbringer Glückseligkeit eingeschrieben sind, so ist die Schlange hier der segensbringende Hausgeist, sie trägt in ihrem Maße das Herz, das Sinn und der Lebenskraft, sie schützt das Haus vor den Gefahren des Tages; sie nicht geheimesvoll das Geheimnis der Bewohner, Betrachtet man die Balken und das seltsame Tier, dann verliert sich alle Fremdheit. Besser als Aufregender und Handwerker als Schützer fliegen nur dem Glauben ihrer Ahnen, sie ließen sich an einer Überlieferung fest. Weit, sehr weit läßt sich diese Hochachtung

der Schlange zurückverfolgen. Bei allen indogermanischen Völkern, von den alten Indern über Griechen und Römer bis zu den Germanen ist sie unbekannt. Erst das Christentum hat ausgehend von der Paradiesgeschichte des Alten Testaments die Verhöhnung und Verurteilung der Schlange bewirkt. Sie befindet sich als Verführerin zum Bösen, sich hochrückend am Paradiesgarten, in schärfsten Gegensatz zu einem antithetischen Vasenbild, das Herakles am Baum der Hesperiden darstellt. Hier ist der Baum von einer Schlange umwunden, die von einer Hesperide getrunken, also als Haterin der goldenen Lebensapfel betrachtet wird. Hier spricht sich deutlich das aus, was unsere Sagen, unser Volksglaube, die schönen „Schlangensäuser“ bis heute erhalten haben. Hier lebt ältestes Gut. Und wenn wir zum Schluß zurückkehren zu Carossa, so deshalb, weil er über sein Jüngerleben hinaus in zwei Gedanken jener tiefen inneren Bindung an die Hausschlange Asarick verliert. In dem einen sagt er, daß er „dem alten starken Haasgeist und der Schlange bis zum Tode befreundet“ bleibe. Das andere aber beschwört die Ahnfrau, daß sie Haus und Hof prüft und nach beglückend durchschreite und laßt sich die Schlange nicht vergessen.

Es laßt sich der . . .

*Größe der Mutter im Fluß
Nach reicht man den Muthapf ihr fromm.
Dort schlacht sie geschlachtet hinaus,
Sie fuhrt und fürchtet dich.*

*Klug folgt sie verborgener Spur
Hinaus in ihr dunkles Gebiet.
Da liegt unter heiligem Stein
Der Schatz, den du vergräbst.*

*Du sahst in die ferne Zeit.
Du wahrhaftigst Krieg und Verfall.
Treu hast du gedurft und bewahrt.
Die Schlange weiß darum.*

*Sie hegt auf dem Hort ihre Brut
Sie biegt sich um ihn jede Nacht
Zum zaubererstarkeuden Ring.
Oft klirrt unabändig das Gold*

Friedrich Mößinger

Die Ehre der germanischen Frau

Man beachte nun den Schwerpunkt germanischer Gestaltung und germanischer Lebenshaltung im Ehrgefühl und Ehrbewußtsein erkannt. Die Ehre ist für den Menschen der germanischen Frühzeit das Gesetz seines Lebens, von schicksalhaftester Bedeutung, der Maßstab, an dem er selbst seine Lebenshöhe und seinen Eigenwert mißt. Sie ist zugleich aber — insoweit sie nämlich immer und überall auch dem Urte der Öffentlichkeit untersteht — der Prüfstein seiner Bewährung seiner Tüchtigkeit und seines Wertes für die Gemeinschaft. Auch die soziale, politische Stellung hängt davon ab, wie weit das Gesetz der Ehre von dem einzelnen erfüllt wird.

Die Ehre bedeutet inneres, persönliches Selbstgefühl und Hochgefühl, Selbstbewußtsein, Persönlichkeitswert und Gemeinschaftswert. Jeder hat so viel Ehre, wie er sich selbst heim ist. Die Ehre bedeutet aber zugleich Ansehen und soziale Stellung, Wort des einzelnen für die Gemeinschaft. In dieser ihrer Doppelseitigkeit, in der Bindung an das eigene Gewissen wie an das Urteil der Öffentlichkeit, gilt sich die Ehre als das allgemeine anerkannte Gesetz zu erkennen, an der das germanische Menschenleben gewohnt ist, nach dem es gerichtet wird. Das heißt aber nicht anderes, als daß der germanische Mensch sich vollständig unter eine Idee stellt, unter einen übermenschlichen, göttigen Wert, den die gesamte Eigenart germanischen Blutes sich gesetzt hat. Ehre ist das höchste Gut des Menschen, ist das, was ihm erst Gotte gibt, ihn gewissermaßen erst zur Menschheit macht. Der Erlöse zählt nicht in germanischer Gemeinschaft. Ehre ist mehr als das Leben, das der lebensfrohe Bauer doch so zu schätzen wußte. „Ich eher sterben mit Ehre, als leben mit Schmach.“ „Besser scheint es mir, dich zu verlieren, als einen ehrenlosen Sohn zu haben.“ „Besitz vergeht, Gesappen sterben, einst stirbt auch du, doch eines weile ich, was niemals vergeht: der Ruhm, den der Tote errang.“

Die enge, verpflichtende und berechtigende Verbundenheit aller Blutsverwandten, die die Angehörigen des Einzelnen zu denen der Sippe und die der Sippe zu denen des Einzelnen macht, rückt selbstverständlich nicht in ihrem höchsten Gut und Gesetz von einem Grundsatz ab. Die Ehre des Einzelnen wird zu der der Sippe, wie die der Sippe auch die des Einzelnen ist. Wird die Ehre irgendeines Sippsgenossen verletzt, so ist die aller anderen auch verletzt, und alle haben die Pflicht, sie wieder herzuwaschen. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß nicht die Frau, die ja ebenso wie der Mann als Sippsmitglied und Person ehret gewertet wird, an diesem höchsten Lebensgut germanischer Menschen Anteil hat. Wir können uns jedoch nicht mit dieser allgemeinen Feststellung begnügen, die demjenigen, der in der algermanischen Welt lebt, eine Selbstverständlichkeit, demjenigen, der sich nicht von orientalischer Weltanschauung frei zu machen vermag, eine Unmöglichkeit sein wird. Uns beschäftigt



NEBENSTEHENDES BILD GERMANINNEN RELIEF AUF DER TRAJANSSÄULE IN ROM



FAM. ENG. J. S. S. S.

In so harten Zeiten wie sie uns Deutschen auf-
gelegt sind, verdienen die Männer Frauen an ihrer Seite, die
zu der Ursprünglichkeit ihres Wesens und der Wärme ihres
Herzens auch die Klarheit und besonnenen Weisheit des Verstandes fügen
können. Ich verdiene Frauen, die das reine, gesunde Ge-
fühl haben, das wir erhoffen heranzubringen können, die von allem
Beginn an ihre Kinder als Glieder ihres Volkes erziehen und
wissen um das Gewordensein dieses Volkes und den geistigen
Aufstieg der Geschlechter und Geschlechter dieses Volkes bestimmt.



vor allem die Frage, inwieweit sich die Frau für dieses germanische Lebensgesetz und den Ausgangspunkt aller Stetigkeit eingesetzt hat, wie sie durch ihr Leben verwirklicht, veredelt und lebendig gehalten wie sie ihre gelebt hat

Ehre ist das gemeinsame Ideal von Frau und Mann

Von der Ehrenhaftigkeit der Frau sprechen unsere Quellen genau so wie von der des Mannes. Wichtig ist, daß sie auch das gleiche Wort für die männl. Ehrbewußtsein wie für den Mann gebrauchen, also auch hier keinen Wesensunterschied zwischen Mannesehre und Frauehre machen. Mit dem „drengr-godr“, dem „Ehrenmenschen“ eigentlich aufrecht, ehrbewußter Kern des alten Norwega, werden Mann wie Weib bezeichnet. Wir finden die Wurzeln des drengr-godr-Ideals in einer tieferen Schicht als in der Steigerung sogenannter „männlicher Eigenschaften“. Vor allem aber scheint uns auch das wichtig, daß dieses Ideal der Ehrenhaftigkeit, das in Besitz der Frauen und so stets bewiesen, als Forderung für beide Geschlechter gesetzt, in beiden auch seine Erfüllung findet und von beiden entwickelt worden ist. Uns, die wir bemüht sind, aus unserem Sprachgebrauch wie aus unserem Denken so sehr entfremdete, alte Lehrsätze nur noch „männlich“ oder „weiblich“ einordnenden Fiktionen zu entlocken, scheint die Formierung dieser Auslegung zu recht gefährlich. Wir glauben einmal Ernst machen und mit jeder Auffassung aufhören zu müssen, die alle Tapferkeit, Disziplin, Zucht und Ehre als „männlich“ Tugenden anspricht. Auf so sehr einen Grad abswinkel hat es allen was beschreiben und gerade dieses Denken beschreibt Germanische Frühgeschichte aber zeigt, daß die germanischen Bännerinnen von demselben Mut, der gleichen Tapferkeit, Freiheitsliebe, Selbstzucht durchglüht sind wie ihre Männer, daß auch sie in jedem Augenblick bereit sind, für solche Werte das Leben einzusetzen.

Nicht nur die Frauen der Krieger und Teutonen, Ambrorer und Tiberiner, deren furchtloser Tapferkeit im Römerkrieg, wider Freiheitsliebe und heißem Ehrgefühl für immer und sogar von Feindeshand ein glänzendes Denkmal gesetzt ist, haben Beweise dieser ihrer „männlichen“ Eigenschaften abgelegt, sondern auch diejenigen germanischen Bännerinnen, deren Leben nicht so im Lichtkreis politischer Großereignisse stand; auch sie waren allein schon durch die Art des Lebens, den losen Verband der Gemeinschaft, die keinen allgemeinen Frieden kannte und die Sippe auf ihre eigene Kraft verwies, gezwungen, für die Sippe stark und opfer zu denken und zu handeln. Sie mußten ihre eigenen Wünsche dem Wohl der Sippe nachstellen, sich selbst in Zucht halten. Wir wagen daher nicht, den Geist der Tapferkeit und Zucht, den Geist der Ehrhaftigkeit, als männlich oder weiblich zu bezeichnen, da wir in in beiden Geschlechtern gleich stark leben sehen. Wir wagen auch nicht, unseren Vorfahren den unverdienten Schimpf anzutun, sie weiblich zu heißen, da sie „männliche“ Tugenden zeigten. Wir können aber auch nicht solchen Auslegungen folgen, die den drengr-godr-Geist allein dem Manne zuschreiben wollen. Allein schon aus der Kenntnis germanischer Weltanschauung, Gemeinschaft

ordnung, Person ehrenswürdig, die nicht an das Geschlecht gebunden ist, kann es nicht wundernehmen, wenn immer wieder neben der für die Ehre sterbenden Mannern germanische Bärkinnen hervortreten, die vom gleichen Ehrbewußtsein erfüllt sind. Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das seinen Frauen etwas „Hediges und Altwortvolles“ zuspricht, ihnen nicht dasjenige aberkennen kann, das in germanischen Augen überhaupt erst zum Vollmenschlichen macht, die Ehre. Warum dagegen schreibt es uns, daß im Laufe der Entwicklung eine orientalische Weltanschauung allmählich die germanische Art der Ehre der Frau fortschweigt oder ihr einen anderen Inhalt unterschiebt. Frauenthre wird — orientalischem Lebensgefühl gemäß — einzig und allein eine physisch-sexuelle Angelegenheit, und schließl. versteht man gar nicht mehr die körperliche Jungfräulichkeit und Unberührtheit. Begriffe werden hier vermischt.

Im Muttertum liegt die höchste Ehre der Frau

Natürlich wird auch in Germanen Keuschheit gefordert, aber erstens hat diese Forderung für beide Geschlechter Geltung, und zweitens ist ihre Begründung eine wesensandere als die der orientalischen Lebensgebote: „Vor Ablauf des zwanzigsten Jahres in der Frau Verkehr gehabt zu haben, auf es sie für äußerst schimpflich...“ Dieser gen, die am argsten keusch gehalten sind, ernten bei den Indigen das höchste Lob: sie meinen, daß hierdurch die Leibesgröße gefördert und Kräfte und Scherz gefördert werden.“

Aus Charras Worten geht hervor, daß nicht etwa aus einer sexuellen Wertung des Notthens als Sünde, nicht aus Ängstlichkeit vor Verstrickung in sexuelle Ansdwörungen — einer Gefahr für die orientalisch. Moralität — in ein Bedeutendes großer — als für das kulturelle Blut des Nordens der Norden in der Keuschheit sich einen Lebenswert gesetzt hat, und ferner geht daraus hervor, daß er sie nicht mit der Idee der Ehre verwechselt. Die Verletzung der Keuschheit bis zu einem bestimmten Alter oder, noch deutl. hier gesagt, der geschlechtlichen Verkehr in zu früher Jugend gilt in Germanen als lebliche und seelische Gefährdung des Menschen. Sie bedeutet eine Trübung des Vollkommenheitsideals vom Menschen und eine Bedrohung anderer germanischer Lebensgrundsätze. Hinter der Forderung der geschlechtlichen Unberührtheit des körperlich und geistig unreifen jungen Menschen steht der Wille, Reinheit und Kraft des Blutes nicht zu gefährden einerseits, andererseits der allgemeine moralische Grundsatz der Selbstzucht, der für das ganze Leben des Germanen gilt.

Aus Verantwortung dem Blute gegenüber, das man in gleichwertiger Kraft dem Nachfahren zu geben hat, und aus Verantwortung vor dem eigenen inneren dem Persönlichkeitswert, der von persönlicher Würde und Selbstachtung getragen wird, wird in Germanen Keuschheit vom unreifen Menschen verlangt. Ist dagegen der germanische Mensch an Leib und Seele zum vollen Menschen gereift, so ist es für ihn selbstverständlich, nicht dem Gesetz der Schöpfung und den Anlagen, die die Natur ihm gab, die sich eigene krankhaft verzerrte Sinnsetzung zuwiderzuhandeln, indem er ihre Fruchtbarkeit und ihren ewigen Erneuerungswillen durch eine noch länger

behauptete Keuschheit unverbunden. Nicht gegen die Natur und gegen ihre Gesetze lebt der Germane, sondern mit ihr. Er läßt die Gaben, mit denen sie ihn begabte, nicht aus einer menschlich vermessenen Entwertung heraus verkümmern, sondern er erblickt in ihrer Entfaltung erst die volle Erfüllung des Menschen und die Natur zum Mann oder zum Weibe bestimmt, nicht aber zur geschlechtlichen Neutrum. Daher muß die Forderung einer über reinen Ausdehnung der Keuschheit, die Erkennung des unheilbaren und zu harten Labels als dem eines höheren Menschentums in Germanen zunächst vollkommener Verstandeslosigkeit beggten, ja, muß sogar als Widerstand in der Verstrickung am ewigen Lebensgesetz selbst empfunden werden. Keuschheit ist also nur eine bedingte Forderung der Lebenshaltung für den germanischen Menschen, aber kein absoluter sittlicher Wert, der unaingeschränkt über der ganzen Lebensführung des Menschen steht. Jungfrau und Monch sind nicht germanische Vorbilder, sind nicht höherwertige Menschen, sondern, da sie die ihnen gegebenen Kräfte nicht voll entwickelt haben, eher das Gegente.

Diese Auffassung von den Bedingungen, nur beim unreifen Menschen verfallen und in Wert der Keuschheit gilt in Germanen für der Mann und für der Frau. Daß die Jungfräulichkeit die Unverletztheit der Frau durchdringt, ist selbstverständlich, ja, gar nicht in Erwägung gezogen wird bei der Wertung der freien Germanen, beweisen uns schlagendst die Bestimmungen über Beschluß- und Totschlagstollen für Frauen. Das schwedische Volksgesetz bestimmt, daß der Beschluß mit einer verheirateten Frau mit einer Probe so hoch zu zahlen, so wie der mit einer Jungfrau (virgin). Im recht der Jungfräulichkeit, Keuschheit und Unberührtheit setzen der Wert bzw. der Wertverletzung fest. Die schwedischen, römischen und thüringischen Rechtsbücher bestimmen als Totschlagsstrafe einer gefährlichen Frau oder einer, die bereits zu gebären begonnen hat, das Diefeld von der einer noch nicht gefährlichen Jungfrau. Gerade diese Rechtsätze, heile, ja der Unterschied zwischen der Jungfrau und dem Weibe (virgin und mulier) zur Sprache kommt, machen so recht deutlich, daß der Begriff der Keuschheit bei der Wertsetzung der Frau auch nicht im geringsten ausschlaggebend ist, daß man an ihn überhaupt nicht einmal denkt, denn die Forderung einer Frau wird als dreimal so schwerer Verlust gewertet wie die einer Jungfrau. Nicht die Keuschheit sondern der biologische Wert der Frau, der im Gegenteil von der Aufgabe der Jungfräulichkeit zur Frau und der Mutterschaft abhängig gemacht ist, und es bedauernd für die Bewertung der Frau. Deutlicher kann die germanische Anschauung über den nur bedingten Wert der Keuschheit nicht gemacht werden als hier. Der gebären der Frau, der Mutter, deren Fruchtbarkeit, die die Befruchtung sein kann, kommt zunächst der höhere Wert in Germanen zu, da sie das Lebensgesetz des ewigen für Volk erfüllt. Der persönliche Wert der Frau aber hängt, wie betont wurde, von ihren Anlagen, Leistungen und ihrem Charakter ab, von Seele und Herz, Geist und Gemüt.

Woher kommt nun diese Wertung der Keuschheit als sittlicher Begriff? Wie konnte die Unberührtheit in der Moralauffassung sogar eine Gleichsetzung mit „fröhenheit“ erlangen?

Wir erinnern uns, daß germanische Frauenideale „germanische Heilige“ immer Mütter, Urmütter waren (Frigg, Frau Holle), daß nach germanischen Empfinden die Empfängnis kein Maken, keine Befleckung und Entwertung war, eher Eingehen ohne solche Deutung als Beilegung der germanischen Mutter empfunden worden wäre. Wir erleben in den Sagas hundertfach, daß Witwen ebenso begehrte wie junge Mädchen sind und daß kein Germaner je auf der Gedanke kommt, eine Witwe habe geringeren Wert, als sie nicht mehr unberührt ist.

Judisch-orientalischem Geist dagegen scheint die Jungfrau begehrter, weil er als eine Frau; mit Absicht ist hier das Wort „begehrter“ gewählt, denn es handelt sich bei der höheren Bewertung der Jungfrau nach orientalischem Empfinden ursprünglich wohl kaum um eine sittliche Wertung der Keuschheit. Wenn das heilige Buch des Islams, der Koran, den reichgläubigen Muselmännern immer wieder als Belohnung in den paradiesischen Garten „Jingfrauen, die noch kein Mensch und kein Geist vor ihnen berührt hat“ zu ihrem Genuß verspricht, so geht daraus hervor, daß die Keuschheit der Frau für den Orientalen tatsächlich einen besonderen Wert heben muß, da sie ihm gewissermaßen ja als Bezahlung und Freude des Paradieses vorgeliefert wird.

Nur kann die Jungfräulichkeit, die Unberührtheit unmöglich ein so hoher Wert, sondern nur ein so hoher in den „Wortgeheimen Ecken“ gewahrt sein, denn die Keuschheit der Frau hat ja nur den einen Sinn, daß sie dem Manne versprochen wird, der als in jenem hohen Freudenleben des Jenseits zerstört. Der Besitz der „schwarzäugigen Jungfrauen wie Perlen in der Muschel“, der Gottesanbeter Gläubigen in Persien, spricht ganz eindeutig dafür, daß die Keuschheit der orientalischen Frau nur für einen größeren Genuß des Mannes gefordert wird.

Damit haben wir gefunden, bei welcher Rasse die Unberührtheit der Frau eine so eigentümliche Rolle spielt und was hinter der Forderung der Keuschheit eigentlich steckt. Der Germane allerdings wäre kaum auf die Vorstellung einer jungfräulichen Mutter gekommen und hätte in ihr auch keinen höheren Wert erkennen können. Seine Götinnen und die ihm heiligen und hohen Frauen tragen mütterliche Züge und sind Mütter. Mütterlichkeit gerade erhöht sie. Wenn nun im Zuge einer eindringlichen Fremdenwertung die jungfräuliche Gottesmutter die mütterlichen Gotteiten Germaniens verdrängte, die Nonne über die germanische Sippenmutter gestellt und die Höherbewertung der Jungfräulichkeit als der Mütterlichkeit und Mutterchaft so ungeheim germanischen Menschen eingeimpft wird, bis er sie in sein Gemütsbild aufnimmt, so dürfen wir an die ganze Tiefe des gewalttätigen Umbruchs germanischer Weltanschauung und die gewaltige Erschütterung des sicheren germanischen Lebensgefühls ermahnen. Welchen Bruch im germanischen Menschen muß diese fremde Anschauung bewirkt haben, ehe sie germanische Bayernmädchen so weit aus der Sicherheit ihrer gesunden, lebensfrommen Weltanschauung herausriß, daß sie den Schleier nahmen, wie uns das von den Mädchen eines ganzen Dorfes berichtet wird!

In der bauerlichen Gesittung

lebt die germanische Ehrauffassung weiter

Die germanische Gesittung auf dem Lande sieht auch heute noch nicht so aus, wie es nach den neuen Lehren gewünscht wird. Noch heute leben in der Kraft jener Bräute, die einst aus anderer, eigener Sittlichkeit geboren wurden einer Sittlichkeit, die sich mit der später gelehrten, freidringenden Ethik in Einklang bringen läßt. Trotz aller Bedrückung mit Habschern und Fegefeuer hat sich das Fensern bei den ständischen deutschen Stämmen als anerkanntes Recht der jungen Mädchen erhalten, und niemand würde es erfüllen, es als sittliche Zwangssache. Selbst der zum Richter und Richter der Sittlichkeit sich postulierte gläubende Ökonome nicht, wenn nicht verständnisvoll, so doch ohnmächtig darüber hinweg. Der Grundsatz ebensowenig als in der christlichen christlichen Forderung der Keuschheit zum Trotz ist es nichts Schönes, daß junge Bayernmädchen ihrem späteren Mann schon vor der christlichen Segnung und Eheschließung Kinder werden. Sie werden aber deshalb noch nicht mit Schimpf und Schande belegt von den gleichgearteten bauerlichen Menschen, unter denen sie leben, und die vornehmen Kinder gelten nicht als mit Maken behaftete Stachelkinder. Es, wenn ein Mädchen ihre irrige Halbschick zeigt, wird sie von der ständigen Geliebten der Gemeinschaft abgelehnt und aus der noch nicht der Schaden, wenn sie den Vater ihres Kindes erst nach dessen Geistesbetreten kann. Die Fremden, denen eine Keuschheit so wertvoll erscheint, wie wir mit Wahrheit das alte germanische Sittegesetz von der Bewertung der Keuschheit der inneren Zucht. Die Verleugung der Keuschheit gilt für alle Leute nicht immer als Verlust der Ehre, sondern nur, wenn es so wenig wie in Agramer. Hier der Forderung der Keuschheit in Germanen steht der Wille, die Reife und Kraft des Bites nicht zu gefährden einerseits, andererseits der allgemeine sittliche Grundsatz der Keuschheit, der für das ganze Leben der Germanen gilt. Darum wird Keuschheit als Lebenshaltung auch in Germanien gefordert. Aber was ist ein eigener Wert neben der Ehre, ein Besitz, dessen Verlust den Wert der Frau außer Existenz setzen kann, der aber nicht ohne weiteres einem Verlust ihrer Ehre gleichkommt. Wenn wäre es eingeleitet, eine Thordas Sturtochter für etwas zu sehen. Das Urteil der germanischen Gemeinschaft ist nicht so dogmatisch gebunden, sondern richtet sich nach den jeweiligen Umständen. Auch die Rechtsbücher sprechen dafür, die die Beschäftigung erst dann einzustellen, wenn eine Frau sich mit dem vierten oder fünften Manne eingegeben hat, ihre innere Heiligkeit also bewiesen ist. In die gleiche Richtung deuten auch die Umstände, daß die Jungfräulichkeit zu einer Zeit als Ideal nie bestanden hat, ja, kaum ein Begriff gewesen sein kann, denn es fehlt das Wort dafür. Das faßt nicht ich damit zusammen, daß man die Aufgabe und das Ideal eines erfüllten Frauenlebens in der Mütterlichkeit erblickte. — Nach allem ist wohl klar, daß die Keuschheit des reifen Menschen einer anderen anderen bedingten Lebenswertung in Germanien ist, Ethik aber das höchste Lebensgesetz.

Keuschheit ist aber nicht Fräulein. Diese Verengung, die Folge einer fremden, germanisches Frauentum verletzenden Wertung, eröffnet erschütternde Ausblicke in jene Prozeduren, denen wir vom Mittelalter an auf Schritt und Tritt in den Quellen begegnen, eröffnet aber auch Verständnis

für die Verfallserscheinungen, die das Frauenleben der modernen Zeit zeigt. Dem was bei der Frau nach der nur ihre Persönlichkeit von vornherein entworfen, sie vor vordringend als Urheberin der Sünde, als Stoff zur flüchtigen und unaufgeklärten Verkörperung des schlechten Prinzips, dem gesagten, besseren männlichen Pol entgegensteht. Was steht ihr, wenn man sie aus der Welt aus dem festen Rahmen des Sippenverbandes löst und sie auf ihr störendes, eines sich selbst belastetes Ich stellt, wie sie dem Mann als ihrem „Herrn“ verknüpft. Wo bleiben ihr Selbstbewusstsein, ihre Freiheit und Verantwortung, diese ersten Voraussetzungen aller Sittlichkeit!

Aber das „Er soll dein Herr sein“ bedeutet nicht nur die Zerstörung aller gemeinsamen Freiheitsgötter, die Vernichtung jeder Möglichkeit ihrer selbständigen Mitarbeit an der Gestaltung der Volksgemeinschaft und insofern auch krankhafte Zerrüttung der Gemeinschaft, als die Frau der andere Bestandteil ist, aus dem sie sich zusammensetzt, sondern bedeutet eigenlich auch, daß der Mann sich das Monopol der Gesittung anmaßt, sozusagen Herr der Sittlichkeit wird. Tatsächlich wird er dann auch in den Fragen der Gesittung, der Moral, Ethik oder wie man es sonst nennen mag, maßgebend. Der sie sich niedergeschriebenen dogmatischen Grundsatz „Nur der Mann ist der Frau die Sicherheit ihres Gefühls für Recht und Gerechtigkeit zu geben, sie von ihrer Minderwertigkeit mehr oder weniger zu befreien und sie ihr mit dem Bilde gegebene Sittlichkeit aus sich selbst beizubringen“, konnte es natürlich nicht mehr allzu schwer sein, sie gerade in Gestaltungsfragen auszuscheiden.

Margarete Schopenhauer

Gespräch an der Wiege

Ich denke im Alleinsein oft:
ob unser kleiner Sohn die gleiche
und ob, was wir uns heiß erhofft,
erstmalig wohl ihn erreicht?

Sanft geht die Wiege her und hin,
wie schläft er tief in seiner Welt,
die ihn aus Traum und dunklem Sinn
umschließt und seinen Atem hält.

Als du ihm sagst war er so klein
und arm, wie Neugeborene sind -
bald unser Glück erblickte dein
und reich erfüllt in unsrem Kind.

Selbst nur getrost: wir warten still
dein Kind und ich, bis die die Sängin
den hellen Lobsang fröhlich
nach einer dunklen, langen Nacht.

Und kehrst du nicht zu mir zurück:
unsterblich wird dein Leben sein
in meines Sohnes Zukunftsbild.
Wir sind niemals auseinander.

MARIA FORSTER

Aus einem Selbstpostbrief

Gen 16 9. 41

Morgen geht's weiter. Da vom weiten ein zweifacher Wind, denn die sowjetischen Grauen verpackt den so ist ähnlich. Man lernt dort Knalligkeit und Selbstbeherrschung, aber daneben auch noch die Tapferkeit für die eigenen Mäntel, die verantwortungsbewusste Tapferkeit. — Vieles in diesem Briefe hat sich sehr verändert, auch wenn ich in entscheidenden Punkten entgegengegesetzter Ansicht bin. Du schreibst: „Des Schicksals schneidet einem ohne eigenes Zutun die Frau des Lebens in den Weg.“ Der Mann sieht sich also weder seine zukünftige Frau, noch wählt er sie. Ist sie vor ihm hingekommen, dann muß er heben, heftig binden und weinend aler Egoist. Zwei Menschen sitzen sich plötzlich und unerwartet gegenüber, dann wird ihre Liebe eine innere. Wenn du aber erst suchst und wählst, womöglich noch nach besonderen Gesichtspunkten, ist deine Liebe rein äußerlich.

Hier ist mal zu, alter Herold. Zwar haben wir Dir diesen Namen damals als Lehnwort gegeben, weil Du ihn schon als ein Wort, das sich an den Gaul „Herold“ paßt, auf den Du im Deutschen Trich durch die Reihung geschleudert wurdest. In diesem Briefe aber hat Du ein schmerz Herold, ein schlecht er Ruler geworden.

Die Schicksale eines Mannes nach einer Frau hat immer eine bestimmte Form. So wie er verknüpft ist, so steht das Bild seiner Frau aus, die er sich wählt. Es ist eine ganz bestimmte Wunschkarte, ein Abbild der Sehnsucht seines Herzens. Natürlich kennt der Mann sich seiner Frau schon allein insofern, als er sich mehr zu jeder längeren Fiktion mit ihm mit der eine neue Harmonie spüren wird, die seine Wunschkarte entspricht oder ihm gegenüber gleichkommt. Das ist, wohl für jeden Mann zu, also auch für Dich. Hat die ersuchte und gesuchte Frau die Verwirklichung seines Irdischen alle jene Eigenschaften, die auch diesem eigen sind, dann wird sein Suchen durch eine große Liebe belohnt werden.

Nur dann also kannst Du Dich mit einem anderen Menschen zu einer großen Harmonie finden, wenn sich in ihm das von Dir geforderte Ideal verwirklicht. Ein anderes „Sich-Finden“ gibt es nicht. Die Größe der Harmonie ist abhängig von dem Maß der vorgegeben oder angestrebten Verwirklichung.

Wenn von mir er kaum ein Wunschbild ist die Erbgesundheit erhalten, die Gesundheit fröhlicher Empfindungen, ehrliche Ansichten, und freudig auch ein gesundes Aussehen. Nur die diesem Bild entsprechende Frau würde ich wählen, da mich andere nicht anziehen, mit anderen ich nicht charakterlich schon, deshalb auch harmlos nicht konnte, weil sie von anderen Wesen sehr unterschieden. Denn mein Wunschbild trägt andere Züge und Eigenschaften.

So wie jenes Bild mit den ihm von Dir gegebenen Eigenschaften ist, so ist auch Du. Dein Typus ist von diesem Wesen. Hast Du Nationensozialist, so muß Dein Wunschbild so geschaffen sein, daß sich in ihm die Belange Deines Volkes erfüllen.

[illegible][illegible][illegible]

Würdig des Reiches sein

Im März 1939 sah ich auf dem Balhof einer Stadt die Soldaten als Besatzungsgeliebte freundlich gut, ja, die in ihrer Deutschenlichkeit einen gewissen von alters her verborgenen Ruf gerufen, einen jungen und deutschen Soldaten sehen, um ihn herum ein kleiner freier Raum, und um diesen Bannkreis herum, zu beiden Seiten und im Rücken des einsamen deutschen Soldaten, das abgerüstete, waffenlose Militär des anderen Volkes und die aufgeregt Frauen dieser heimkehreren Soldaten, alle mit finsternen Blicken, die voll kaum verborgenen und schwelgenden Haß, alle voll Zorn und Wut über das Schicksal ihres Landes, das sich in so unvorstellbar kurzer Zeit, über Nacht und bei Schneegestöber entschieden hatte. Da stand nun als Bann und als Träger dieser neuen Zeit, die das andere Volk aus seinen überkühnen Träumen geweckt und in die nüchterne kalte Wirklichkeit zurückgeführt hatte, dieser Soldat mit seinem Stahlhelm, kleiner dem Wuchs nach als die anderen, sich um ihn herum drängenden fremden Soldaten, und unser Mann schien weder die bösen Blicke zu merken noch daran zu denken wie ohnmächtig er allein gegen die vielen anderen Männer und deren heftige Frauen gewesen wäre, er in seiner Beständigkeit stand, er stand angestrengt, wie man ihn ansah und was man über ihn dachte, schien ihm vollkommen gleichgültig zu sein. Ich konnte das Land nicht kennen, die Leidenschaft eines Volkes, und ich dachte mir, Dort steht das Reich. Den Bannkreis um diesen unverletzlichen Mann der hat das Reich gezogen. Dieses Ansehen und diese Verletzlichkeit, empfindet jeder, der sich ihm nähert, hat sich nicht der kleine deutsche Soldat so hat er verdient, die Ehre und die Wehrmacht dieses Reiches gelohnt. Und dieser Mann wäre ein Dieb, wenn er dem Reiche nicht das gleiche Ansehen zurückgäbe, wenn er durch schlechtes Benehmen einen Teil, und zwar gerade jenen, der ihm verliehen worden ist, untergeschüttete. Denn er, der selbst diesen Waffenruhm genossen, darf doch die Ehre seiner Waffengattung nicht beflecken.

Fast alle Soldaten, die das Unglück hatten, verwundet in Gefangenschaft zu geraten, erführen es, daß die einfachen Menschen in den kleinen, weltabgeschiedenen Dörfern Rußlands, Serbiens und Rumaniens mit ihren groben Fingern ohnmächtig die Gesichter der Gefangenen abtasteten, um zu spüren, ob diese auch wirklich Menschen wie sie selbst von Fleisch und Blut seien und nicht jene Ausgeburt der Hölle, als die man uns immer wieder geschrien hatte. Sie bestaunten uns genau so, wie du jene Lebewesen bestaunten würdest, die man mit einem Netz aus der Tiefe des Meeres herausgefischt, und vor dir ausgebreitet hat. Nun waren wir diesen einfachen Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, in greifbarer Nähe, nun merkten sie, daß man uns die uns angehörenden Gemeinheiten nicht von der Stirne ablesen konnte.

Kommst du aber als Sieger in ein fremdes Land, so wird man dich nicht nur bestaunen, man wird dich, da du in Waffen das Recht hast, hassen, man wird dich meiden, wird dir ausweichen und wird wünschen, das man dich sehen zu können, was man in diesem Lande nur allzugerne von deinem Volke gehört

und geglaubt hat. Tausend Blicke werden dich belauern, tausend Augen werden dich überallhin verfolgen, tausend Blicke werden dein Gesicht abtasteten und werden prüfen, ob der Erfolg, den deine Kameraden errungen haben, sich durch dein Aussehen und durch dein Auftreten erklären läßt. Was du dir vor diesen prüfenden Augen verginst, vergibst du deinem ganzen Volke, was du dir vor diesen Augen erwirbst, erwirbst du deinem ganzen Volke.

Um zu zeigen, wie streng man in jeder ordentlichen Armee über das Verhalten der eigenen Soldaten im besetzten Gebiet dachte, will ich hier ein Beispiel aus längst vergangener Zeit anführen. Im Jahre 1864 führten Österreich und Preußen gegen Dänemark Krieg. Die österreichischen Truppen hielten Jütland besetzt. Der österreichische Generalstabler Grunow berichtete:

Auch an Hafer, Heu und Streustroh wurden die Rationen so reichlich bemessen, daß unsere Pferde früher nie so gute Zeiten gesehen hatten als damals in Jütland, nach Eroberung dieser stramm dänischen Provinz. Trotzdem kam es einmal vor, daß sich die Husaren in ihrem Übermut an einem Fleischerbock vergriffen, welcher Privatbesitz war. Da kam plötzlich der Bürgermeister von Kolding, wo sich dies ereignete, in großer Aufregung zu mir und beschwor mich, um Gottes willen zu veranlassen, daß unsere Leute auf eigene Faust reprimiert werden; denn, sagte er, wenn sich ein solcher Fall wiederholte, so könne er für nichts mehr einstehen. Auf meine Gegenbemerkung, daß mir die Sache nicht so erheblich schiene, um gleich mit Drohungen anzufragen, erwiderte mir der brave Mann: „Herr Hauptmann, Sie kennen das deutsche Volk nicht genügend, sonst müßten Sie wissen, daß man auf streng gesetzlichem Wege alles von ihm fordern kann, daß aber ein Eingriff in das Privatrecht eines Bürgers die übelsten Folgen nach sich ziehen muß; denn so wie der Däne selbst die höchste Achtung vor dem Gesetz hegt, so fordert er auch von jedermann, selbst dem Feind, daß er auf gesetzlicher Basis handle. Sie haben als Sieger unzweifelhaft das Recht, Kriegskontributionen von uns in beliebiger Höhe zu fordern, und wir werden sie auch pünktlich leisten wie bisher. Verlangen Sie das Doppelte der gegenwärtigen Lieferung an Verpflegungsartikeln für Mann und Pferd, und ich stehe Ihnen persönlich für die prompte Beistellung. Vorzügen Sie aber jeden selbständigen Eingriff Ihrer Soldaten in unser Privatvermögen, wenn Ihr tapferer General Gabletz Wort auf die ungetrühten Beziehungen legt, welche zwischen Ihrer bewunderungswürdigen Armee und unserer Bevölkerung bestehen haben.“ Ich versprach dem braven Manne, ungesäumt dem Korpskommandanten Vortrag über diese Angelegenheit zu erstatten und versicherte ihm im voraus, daß dieser die allern strengsten Maßnahmen gegen jedwede Ausschreitung unserer Truppen treffen werde.

Gabletz war sehr aufgeregt über diese Ausschreitung der Husaren gegen seine strengen Befehle. Auf meine Meldung über den Beschluß des Bürgermeisters wurde der Armeebefehl, welcher gleich zu Beginn des Feldzuges die Requisition auf eigene Faust verpönt, sofort in Erinnerung gebracht. Auf jeden, auch noch so unbedeutenden Fall von Verletzung der Manneszucht war die standrechtliche Erschießung gesetzt. Das wirkte, und längere Zeit wurde nicht die leiseste Klage mehr laut.

Erst gegen Ende der Besetzungszeit ereignete sich ein Vorfall, der den eben-

so gutherzigen als rechtlich denkenden Gablenz in die schlimmste Zwangslage versetzte ... Ein Husarenkadett aus altungarischem Adel, welcher eine Streifenpatrouille führte, übernachtete in einem Gutshofe, wo er im Schlafzimmer ein kleines Bild von ungewöhnlicher Vollendung sah. Selbst Amateur, vielleicht Kunstschwärmer, wollte er das kleine Juwel um jeden Preis ankaufen. Die Besitzerin, eine Witwe, erklärte aber ganz entschieden, sich von diesem Gemälde, welches von der Hand ihres einzigen, längst verstorbenen Sohnes herrühre, unter keinen Bedingungen trennen zu wollen. Den anderen Morgens war die Patrouille verschwunden und mit ihr das kleine Bild. Der Kadett hatte es mitgenommen. Die alte Frau fuhr sofort nach Kolding zu Gablenz und trug ihm die Klage vor. Schon nach vierundzwanzig Stunden wurde das entwundene Kunstwerk gefunden: es war im Mantel des Kadetten versteckt. In solcher Aufregung wie damals habe ich unseren stets liebenswürdigen Korpskommandanten nur einmal gesehen. Auf Grund des erst kürzlich herausgegebenen Korpsbefehls ließ So. Exzellenz sogleich ein Standgericht zusammentreten, welches den Kadetten zum Tode durch Erschießen verurteilte.

Ich erfuhr alabald, daß Gablenz die Familie des Kadetten aus dem ungarischen Feldzug 1847 kannte und im Hause des reichen Edelmannes sehr angenehme Stunden zugebracht hatte. Ich hoffte also um so mehr, daß er dem offenbar durch seinen Kunstenthusiasmus Verirrten wohl die Todesstrafe auferlegen, ihn aber doch im letzten Augenblick begnadigen werde. Mein Pferd war vor dem Hause des höchsten Gerichtsherrn über Leben und Tod bereitgestellt, und als der Augenblick herannah, wo man den Delinquenten ins Karre führte, wagte ich bei Gablenz die Bitte um Begnadigung des jugendlichen Sünders, indem ich als mildernden Umstand geltendmachen wollte, daß er ja jeden Preis für das Bild, in welches er sich vergafft hatte, zahlen wollte, seine Handlungsweise sei daher nicht als Diebstahl, sondern als Gewaltakt aus krankhafter Schwärmerie zu werten. Vergeblich versuchte ich auch das Vaterherz meines Chofs anzurufen. Die strenge Miene und die Antwort des Generals zeigten, daß ich eine Fehlbitte getan hatte: „Seine Majestät hat mir seine braven Truppen in vollster Zuversicht anvertraut, auf daß ich sie zu Ruhm und Ehre kommandiere. Ich darf nicht den geringsten Makel auf unserem reinen Wappenschild sitzen lassen; der Kadett hat sich gegen die Manneszucht schwer versündigt, er muß seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen.“ Hart war die Strafe, das empfand Gablenz am allermehrten, denn außer den unglücklichen Eltern und Angehörigen des verirrten Jünglings fühlte wohl niemand so tief den Schmerz um das junge Leben als derjenige, welcher durch die Strenge der Kriegsgesetze gezwungen war, den einen zu opfern, um die anderen vor ähnlichen Fehltritten zu bewahren. In diesem Akt der Gerechtigkeit gegenüber der ganzen Armee erkannte ich neuerdings die Seelengröße unseres Korpskommandanten, der sich in diesen Fragen von niemandem beeinflussen ließ, einzig und allein seinem Gewissen gehorchend.

Ich habe dieses Beispiel aus dem Nordwesten gewählt, weil es alles enthält, was sich über das Benehmen von Soldaten im besetzten Gebiet sagen läßt. Aber in diesem Beispiel ist auch von jenem germanischen Rechtsgefühl die Rede und von jenem strengen Sinn für Eigentum, wie sie der Bürgermeister von Kolding und die beraubte Witwe vertreten.

Bruno Brehm

Vererbung und Züchtung

Wer sich mit wachen Augen in der Natur umsieht, entdeckt dort eine unendliche Mannigfaltigkeit an Lebewesen, Wälder, Gewässer und Wiesen, selbst die Luft und das Dunkel der Erde bergen eine Unzahl erblich unterschiedener Arten, Rassen und Einzelformen. Gleichsam einer freudvollen Schöpferlaune scheint alles Lebendige entsprungen, als ideenreiche Variation über das große Thema „Leben“. Mehr als eineinhalb Millionen Arten der verschiedensten Pflanzen und Tiere bevölkern in überquellender Fruchtbarkeit unsere Erde.

Sind sie wirklich nur spielerische Schöpfung oder liegt auch ihnen das strenge Naturgesetz von Ursache und Wirkung zugrunde?

Allzu leicht neigt der Mensch dazu, die Natur in seine eigenen Maßstäbe zu zwingen, sie zu vernenschlichen und angesichts ihrer Schönheiten von einem „verlorenen Paradies“ zu träumen, das sie in friedlicher Harmonie umschleifte. In der freien Natur herrscht aber genau so wie im Leben der Menschen ein unerbittlicher Kampf ums Dasein. Wie im Kampf der Völker schließlich das begabtere, fleißigere, kräftigere, geburtenreichere und besser geführte Volk den Sieg davonträgt, so setzt sich auch in der freien Wildbahn in der uns umgebenden Natur am Ende nur das vollkommene und jeweils besser angepasste Lebewesen durch. Der Kampf ums Dasein und die durch ihn bewirkte Auslese kann aber nur dann stattfinden, wenn ein unterschiedliches Ausgangsmaterial vorhanden ist. Diese Unterschiede der Lebewesen liegen in ihren Erbanlagen. Die Erbanlagen sind die innere, steuernde Kraft jedes Lebewesens. Sie bewirken, daß aus dem Samen einer Sonnenblume immer neue artgleiche Keimlinge der Sonnenblume erwachsen, oder daß eine Löwin immer wieder jungen Löwen das Leben schenkt. Die Erbanlagen sind also einerseits das erhaltende, beständige Element, andererseits aber sind auch sie nicht unwandelbar, sondern erleiden zu einem geringen Teile Abänderungen. Um die Wirkung der Erbanlagen verstehen zu können, müssen wir uns etwas mit dem nur mikroskopisch sichtbaren Feinbau der Lebewesen beschäftigen. Alle Lebewesen sind bekanntlich aus Zellen aufgebaut, die mit dem bloßen Auge nicht sichtbar sind. Die Zellen sind mit dem halbflüssigen Zellplasma gefüllt, und in diesem eingebettet befindet sich — ebenfalls aus Eiweißsubstanz — der Zellkern. Er ist der wichtigste Träger der Erbanlagen. Denn in ihm befinden sich die Erbfäden (Chromosomen). Jedes Lebewesen besitzt von diesen Erbfäden eine bestimmte Anzahl: der Mensch z. B. 48, der Schachtelhalm 136, das Weidenröschen 36. Ein solches Chromosom zeigt eine höchst interessante — nur mikroskopisch sichtbare — Feinstruktur. Wie man auf der Abbildung 1 sehen kann, liegen auf einem solchen Chromosom der Länge nach geordnet (vgl. dunkle und helle Querstreifen) die Erbanlagen (Gene) hintereinander. Von hier aus entfalten sie mittels zum Teil noch geheimnisvoller Wirkstoffe ihre Kräfte und steuern die erblich bedingten Anlagen des Organismus.

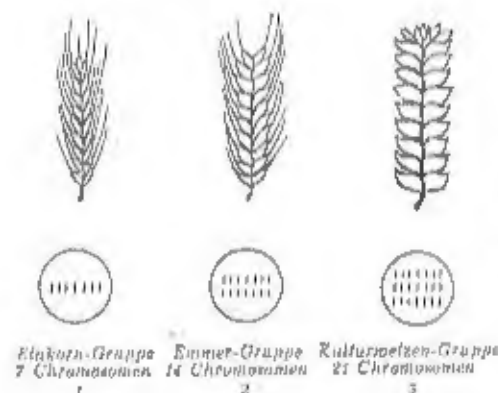
Durch geringfügige Veränderungen des Baues oder der Zusammensetzung dieser Chromosomen können einzelne Erbanlagen eine Abänderung erfahren. Wir nennen sie Mutationen. Durch eine Mutation können bestimmte Erbanlagen verschwinden, andere neu entstehen, ganze Chromosomen zerreißen oder sich verdoppeln und vervielfachen. Solche Mutationen treten zwar nur in geringen Bruchteilen auf; sie liegen weit unter 1 Prozent der Nachkommenschaft, aber sie sind dennoch da und machen sich infolge der hohen Nachkommenschaft zahlreicher Lebewesen auch bemerkbar. Diese Mutationen sind der unerschöpfliche Quell der Artbildung. Schädliche und lebensvermindernde Erbänderungen werden bald wieder ausgemerzt; die wertvollen Mutationen aber bleiben erhalten. An ihnen packt die Auslese an. Änderungen der Erbanlagen (Mutationen) und die Auslesewirkungen der Umwelt sind infolgedessen die entscheidenden artbildenden Faktoren.

Dem Züchter kommt diese Neigung aller Lebewesen, fortgesetzt Erbänderungen zu erzeugen, sehr entgegen. Er braucht nur eine stete Auslese der für seine Zwecke bestgeeigneten Erbänderungen vorzunehmen. So hat der ackerbaubetriebende Mensch schon vor Jahrtausenden immer wieder die erblich ertragreichen Mutationen der Wildpflanzen in seine Umgebung geholt. Sei es, daß er diejenigen Wildgräser, welche die größten Ähren besaßen, in der Nähe seiner Behausung weiter vermehrte — Rüben, Obstarten und Wildgemüse pflanzte, deren Früchte und Blätter am wohlgeschmecktesten waren, oder die Wildrinder mit der höchsten Milchleistung heranzog; stets betrieb er eine unbewusste Auslese der züchterisch besten Mutationen. Dieser unbewußten und gefühlsmäßigen Züchtung, die wir nur staunend bewundern können, verdanken wir unsere Kulturpflanzen und Haustiere. Während aber der Züchter alten Stiles sich weitgehend nur auf sein Gefühl und den Zufall verlassen konnte — dabei aber oft genug das Richtige traf —, gestattet uns die neuzeitliche Züchtung, alle Hilfsmittel der Vererbungslehre und Zellforschung anzuwenden und damit den Züchtungsvorgang ungemein zu beschleunigen. Dem Züchter bieten sich hierfür zwei Wege: entweder man holt die gewünschten Erbanlagen aus der freien Natur, oder man stellt sie künstlich im Laboratorium her. Die Zeit ist nicht mehr ferne, in der Kulturpflanzen auf letzterem Wege aus dem Laboratorium des Züchters hervorgehen werden.

Der erste Weg über die Erbanlagen der Wildarten führt uns in die unwirtlichen Steppen Asiens, in die Hochgebirge und Hochtäler der großen Gebirgsmassive des Himalaja, Kaukasus oder der Anden. Denn in den dortigen extremen Klimabedingungen — gleichsam den Kampfzonen der Lebewesen mit Klima und Boden — sind nur diejenigen Mutationen und Erbanlagen erhalten geblieben, die im höchsten Maße eine erbliche Widerstandsfähigkeit gegen Kälte, Dürre, Sturm und Hitze garantieren. Diese wertvollen Erbanlagen der Wildarten und Wildrassen müssen gesammelt und der Züchtung nutzbar gemacht werden. Man kreuzt diese züchterisch wertvollen Erbanlagen mit unseren zwar ertragreichen, aber weniger widerstandsfähigen überlieferten Kulturformen und erhält so, unter Beachtung kom-

plizierter Vererbungsgesetzmäßigkeiten, nach oft mühevollen Versuchen eine neue Kombination, die den hohen Ertrag der Kulturformen mit der besseren Lebensfähigkeit und höheren Widerstandskraft der Wildform verbindet.

Hunderttausende Hektar unseres Getreides fallen in ungünstigen Jahren der Auswinterung und den Kahlfrösten zum Opfer, weil seine Vegetationszeit zu lang und seine Empfindlichkeit gegen die Kälte zu groß ist. In den Hochtälern asiatischer Gebirge wachsen aber Getreiderassen, welche die notwendigen Erbanlagen gegen Frost und Dürre besitzen. In Westeuropa werden die Kulturkartoffeln in steigendem Maße vom Kartoffelkäfer vernichtet. In den südamerikanischen Ursprungsgebieten gibt es aber Wildrassen der Kartoffel, deren Blätter vom Kartoffelkäfer nicht gefressen werden. Unserem Tafelobst fehlen in hohem Maße die Erbanlagen für Frostfestigkeit. Im Tianschan und im Kaukasus gibt es aber Wildobststrassen, die Temperaturen von minus 40 Grad aushalten. Wir sehen also: überall in der freien Natur bieten die Wildrassen züchterisch wertvolle Erbanlagen an, die wir nur zu holen brauchen.



Stammbaum des Weizens (schematisch). Das Bild zeigt die Entstehung der Kulturweizen durch Verdopplung der Chromosomen. Die primitiven Einkornweizen haben nur sieben Chromosomen; hieraus sind durch Vermehrung der Kernschleifen die Emmerweizen mit 14 Chromosomen und die verschiedenen Kulturweizen mit 21 Chromosomen hervorgegangen. Mit der Vermehrung der Erbanlagen ging eine Zunahme des Ertrags Hand in Hand.

In Kanada konnte noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nur in den südlichen Teilen Weizen angebaut werden, weil die frühen Fröste der nördlichen Gebiete keinen Weizenbau gestatteten. Schließlich gelang es züchterischem Genie aber doch, einen Weizen zu züchten, der schon in hundert Tagen reifte und hohen Ertrag mit raschem Wachstum und großer Kältefestigkeit verband. Infolgedessen vervielfachte sich die Weizen-erzeugung Kanadas innerhalb von sechzig Jahren. Unter Ausnutzung reblausfester nordamerikanischer Wildreben entsteht in Deutschland eine Kulturrebe, die die wertvollen Eigenschaften der deutschen Weinrebe mit der Widerstandsfähigkeit gegen die verheerenden Wirkungen der Reblaus vereint.

Auf ähnlichem Wege muß die Tierzüchtung die vorhandenen Erbanlagen für Widerstandsfähigkeit gegen Seuchen und Krankheiten ausnützen, damit

es einmal gelingt, Maul- und klauenseuchefeste Rinder und rotlaufimmune Schweine zu züchten.

Die Natur zeigt uns aber auch die Vorbilder, wie wir künstlich im Laboratorium und auf dem Versuchsfeld neue Erbanlagen erzeugen können. Wir kennen zahlreiche Pflanzen — besonders aus klimatisch extremen Gebieten —, bei denen eine Verdoppelung oder Vervielfachung der Erbfäden (Chromosomen) stattgefunden hat. Nur auf Grund dieser natürlichen Chromosomenvermehrung waren sie in der Lage, diese unwirtlichen Gebiete zu besiedeln. (So sind z. B. 61 Prozent der Pflanzen auf Island oder 80 Prozent aller Pflanzen asiatischer Hochgebirge durch Vervielfachung der Erbfäden entstanden.)

Auch auf dem Wege der künstlichen Vervielfachung der Erbfäden wird es einmal möglich sein, züchterische Erfolge zu erzielen, nachdem die vorausgegangenen theoretischen Versuche schon schöne Ergebnisse aufzuweisen haben. Wir ahnen damit nur einen Vorgang nach, den uns die Natur bei einer großen Anzahl ihrer Gewächse schon vorgeführt hat und wo eine Steigerung des Ertrages und der Widerstandsfähigkeit mit der Erbanlagenvermehrung Hand in Hand ging. Unsere meisten Kulturgewächse, viele Obstarten, Apfel, Erdbeeren, Kirschen, Weizen, Kartoffel, Tabak, verdanken ihre Entstehung einer solchen Vervielfachung der Erbfäden (vgl. Abbildung 2).

Im Laboratorium können wir auch durch Kälte- und Hitzeinwirkung, durch Chemikalien und kurzwellige Strahlen (z. B. Röntgenstrahlen) einzelne Erbanlagen verändern oder zerstören. Es wird zwar nicht möglich sein, bestimmte gewünschte Mutationen auf Anhieb zu erzeugen, sondern der Vererbungsforscher muß so lange warten, bis nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit unter einer Unmenge wahllos entstandener Mutationen auch einmal die von ihm gewünschte auftaucht und damit seine Mühe belohnt wird.

Die planmäßige Erzeugung der Süßlupine als neue Kulturpflanze durch den großen deutschen Vererbungsforscher Baur beweist dies. Ihm gelang es 1928, unter 1,2 Millionen ausgesäten giftigen Lupinen drei Exemplare auslesen zu lassen, die auf Grund einer Erbänderung (Mutation) giftfrei geworden waren. Sie sind die Ahnen aller Süßlupinen, die schon zehn Jahre später eine Fläche von 80000 Hektar bedeckten.

Dieser kurze Überblick über die Fortschritte unserer Kenntnis von Vererbung und Züchtung lehrt uns, daß es in zahlreichen Fällen schon möglich ist, Artbildungsvorgänge der freien Natur künstlich und willkürlich zu wiederholen. Es mag uns mit stolzem Bewußtsein erfüllen, der Natur ein Geheimnis abgelauert zu haben, viel entscheidender ist aber die Verpflichtung, die hieraus erwächst. Denn nunmehr erhebt vor uns die Aufgabe, dieses Wissen in den Dienst der Volksernährung zu stellen und die großen Züchtungsaufgaben mit den Mitteln der Vererbungsforschung zu meistern.

Heinz Bräuer (z. Z. im Felde)



In den Zellkernen der Speicheldrüsen bestimmter Insekten und deren Larven finden sich Erbfäden (Chromosomen), die wesentlich größer sind als bei anderen Organismen. Sie lassen den Feinbau der Erbfäden besonders gut erkennen. Bei dieser vielfachen Vergrößerung sieht man die zu einem Kanälchen verschlungenen Erbfäden mit deutlich sichtbaren Querstreifen. Diese bestehen aus Eiweißmolekülen und sind der Sitz der Erbanlagen.



BRUNNENFIGUR AUS BOEREN VON T. M. 1881

Quellen;

„Helgis Wiederkehr“ aus „Edda“, Eugen Diederichs-Verlag, Jena; „Die Ehre der germanischen Frau“ aus „Die Germanin“, Verlag C. V. Engelhard GmbH., Berlin; „Würdig des Reiches sein“ aus „Deutsche Haltung vor Fremden“, Steirische Verlagsanstalt, Graz. Fotos: Foto-Marburg, Adam (5); Taraba; Möllinger (2); Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig; Landesbildstelle Sachsen; G. Wering, Oslo; Dr. F. Stöckner, Berlin; Laukermann, Stuttgart; Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie. Druck: Buchgewerbehause M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43.